Polem.
210

Polem. 210.

<36621800550018

S
<36621800550018
Bayer. Staatsbibliothek

Meine Bedenken

über

Aufklärung

als

Beyträge

zur Beförderung derselben.

Frankfurt und Leipzig,
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Denen guten Menschen

welche sich selbst, und andere, wahrhaft

aufzuklären suchen,

mit Ehrfurcht gewidmet.

Vorbericht.

Was gegenwärtige Schrift enthält, zum voraus zu sagen, gienge gegen meine Absicht; denn ich wünsche, daß es das Publikum selber lesen möchte.

Wer ich bin, das mag den Lesern immer eines seyn. Mein grosses Erdenglücke besteht in dem, daß ich mein eigenes Brod esse, also in diesem Stücke weder von der Gnade der Grossen der Welt abhangen, noch meinen Mitmenschen zur Last seyn darf. Das erwähne ich um zu zeigen, daß meine Verehrung, Treue, und Anhänglichkeit gegen die Fürsten, und Regenten nicht aus Eigennutz, Schmeicheley, oder um ihre Gunst zu betteln, vielmehr aus festen Grundsätzen entstanden ist.

Eben so wenig bindet mich ein Interesse an den Mittelstand, (den Adel, und die Geistlichkeit) den ich aus Ueberzeugung zum dauerhaften Glücke eines Landes für höchst nothwendig ansehe.

Meine Religion ist die Römischkatholische, für welche ich Gut, und Leben geb..

 würde

würde. Dabey bin ich fremden Religionsverwandten ganz nicht feind, um so weniger, wenn sie auf geoffenbarte Religion halten. Nur gegen Katholicken kann ich meinen aufsteigenden Groll nicht unterdrücken, welche schimpflich von ihrer Religion reden, die Dogmen derselben ausmerzen, wenigstens lächerlich machen wollen, die Hierarchie als ein Hauptgeschwüre der k. Kirche vorstellen, bevorab wenn sie noch dazu Diener der Religion sind, vom Altare leben, und ausser dem vielleicht verhungern müßten. Wenn jemand seine Religion verläßt, und zu einer andern übergeht, so will ich es zu seiner Ehre glauben, daß er nach Ueberzeugung handelt. Aber wer seine Kirche für nicht wahr erkläret, und dennoch dabey bleibt, wer die Kirchengebräuche für Pfaffenbetrug ausgiebt, und dennoch dieselbe mit machet, und für den von ihm erklärten Betrug sich bezahlen läßt, der bleibt, so lange er dieses thut, mit den grösten Schelmen zünftig. Keine Sprache hat Worte genug, die Ehrlosigkeit so eines Menschen auszudrücken.

Aber mein Stand? — Bin ich ein Weltmann? Ein Pfaffe? Oder wohl gar ein Jesuit? Das letzte am allerwenigsten! und

wenn

wenn ich je einer gewesen wäre, würde ich mich dessen nicht schämen; sondern mir es zur Ehre machen, es öffentlich sagen zu können. Ueberhaupt bin ich aller Partheysucht gram, schätze den wackern Mann, er mag im Staatskleide, in der Kutte, oder in Bettellumpen stecken. So, denke ich, sollen es auch die andern machen, auf meine Grundsätze Rücksicht nehmen, und einzig darauf achten, ob ich die Wahrheit sage, wozu mein Stand nur wenig beytragen dürfte.

Uebrigens schreibe ich so wenig um Beyfall, als um Geld, um das in der That zu beweisen, werde ich (woferne es meine Gesundheit und Umstände zulassen) das nächstemal die so sehr beklatschte kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit und den Thomas (unglaubigen) Freykirch (Indifferendisten) Ueber die Unfehlbarkeit der k. Kirche aufführen, den wahren Namen des verlosnen Verfassers, die geistliche Fürstenstadt, wo er dermalen lebt, und hauptsächlich die Ungründlichkeit seiner Abhandlung zeigen, zugleich die Bosheit der katholischen Rezensenten, welche über diese an sich mühseligen Produkte so ein Aufheben machen.

Der Begriff von Aufklärung ist unbestimmt.

Bey dem immerwährenden Zank, und Widerspruche unter den Kindern Adams, seitdem sich Kain und Abel zum Tode entzweyet haben, nimmt mich es nicht Wunder, daß auch über Aufklärung vieles gelärmet, gut, und übel davon gesprochen, dagegen und dafür, Schimpf und Lob verschwendet wird. Daß aber von den zankenden Partheyen keine weiß, worüber sie sich ereifert, ist, was mir dabey auffällt, und einem jeden billigen Denker auffallen muß. Sie scheinen es immerhin mehr des Geschreyes, als der Sache, und der Wahrheit halben zu thun. Alle vom ersten Staatsmanne, und Prälaten, bis zum Zeitungsschreiber, und Küster herab, die über Aufklärung zu vernünfteln, oder zu schreiben sich berufen fanden, sagen nicht, was sie darunter verstehen, auch läßt sich es aus ihren Reden und Schriften nicht abnehmen: was Aufklärung bedeuten soll.

Es bleibt doch in der Kunst zu denken immer die erste Regel, daß man vorzüglich in dem übereinkomme, was unter der Sache verstanden werden sollte, über die eine Untersuchung angestellt wird. Ausserdem mögen mehrere von dem nämlichen Dinge verschiedene Meynungen, und dabey jeder Recht haben, nämlich nach dem verschiedenen Begriffe, den er sich davon gemacht hat.

Alle unnützen Streite, worüber bis nun, in der Welt so viele Zeit, und Papier verschwendet wurde, entstanden einmal gewißlich aus Vernachlässigung dieser logischen Regel. Die aber am allerwenigsten bey dem vielen und langen Gerede von Aufklärung bedacht wird, wo man niemals dieselbe

in

in einer bestimmten Bedeutung, sehr oft hingegen in widersprechendem Verstande anführet.

Wird mit Widerspruch gebrauchet.

Als in Brabant, Flandern, und den übrigen Provinzen die Stände sich gegen die Verordnungen Joseph II. setzten, und nicht zugeben wollten, daß gewisse Herren aus — ihre althergebrachte Rechte, kirchliche Einrichtung, kurz! ihre Konstitution unanständig, und muthwillig einstürzen sollten; indem sie einen von dem Souveraine beschwornen Vertrag für sich haben, daß ohne ihre Einwilligung nichts in der Landesverfassung auch kein Mißbrauch geändert werden dürfte, und sie ohne weiters befuget wären, die Subsidien vorzuenthalten, und auch in militärische Gegenwehre sich zu setzen, wenn der Souverain entgegen handeln würde. Joyeux Entrèe. §. 48. Da wurden die Belgier allenthalben als fanatische, von Pfaffen verführte Vaterlandsverräther, mit der Fackel des wilden Aberglaubens landverheerende Schwärmer in allen Zeitungen, und philosophischen Flugblättern als Feinde der Aufklärung verschrieen.

Nun die Neufranken, ohne irgends einen Rechtsgrund dafür zu haben, die bestehenden Gesetze verwerfen, ihren König, mehr als es je das wildeste Volk thun konnte, mißhandeln, durchgängig eine gesetzlose Anarchie einführen, willkührlich, und muthwillig in das Eigenthum von Ausländern sowohl, als Landesleuten eingreifen, mit der Religion, mit der Kirche, so wie mit dem Leben ihrer Mitmenschen ganz nach ihrer leidenschaftlichen Wuth umgehen; mit einem Worte! alles das verüben, was nach dem allgemeinen Begriffe eigentlich meineidig, aufrührisch und wild seyn heißt, da hat man sie obendrein als eine aufgeklärte Nation gelobet, welche die ursprüngliche Rechte der Menschheit kennet, und vertheidiget.

Ich gehe nicht hinein, ob die Niederländer Recht oder Unrecht haben, auch nicht, ob es die Franzosen haben. Nur will ich es billigen Denkern unpartheyisch zu beurtheilen an das Herz legen, warum die Widersetzlichkeit der Niederländer Verfinsterung, bey den Franzosen die Verwerfung der bestehenden Regierung, und Gesetze Aufklärung seyn sollte? Handeln die Franzosen darum aufgeklärt; weilen sie die Rechte, die jedem Menschen eigen sind, wie sie behaupten, erkennen und vertheidigen, auch wider ihren Willen sich von Niemanden binden lassen: so frage ich: warum es denn bey den Belgiern nicht Aufklärung gewesen, da sie das nämliche thun wollten, oder eigentlich, da sie viel weniger thun wollten?

Woher die Philosophen diesen Unterschied nehmen, das ist mir zwar nichts geheimes. Die Belgier hangen den vernunftwürgenden Grundsätzen der römischkatholischen Kirche an, darum kann bey Ihnen keine Aufklärung seyn.

Aber sagen denn nicht diese Herren, die sich aufgeklärt fühlen, daß es Gewalt, und Unrecht sey, wenn man im Glauben den Menschen nicht volle Freyheit gestatte. So es nun die Belgier einmal gut finden, katholisch zu seyn, wie kann man sie nach ihrem Systeme zwingen, wider Willen, andere Meynungen anzunehmen?

Man schreyet: es gehe gegen die Aufklärung, wenn ich den Protestanten, Reformirten, den Juden, Türken nicht frey bey seiner Religion, und Kirche lasse. Warum soll doch der Katholicke allein weniger Freyheit haben? Warum geht es doch da nicht gegen Aufklärung, wenn ich den Katholicken Meynungen und Beobachtungen aufdringe, die er nicht annehmen will.

In diese Untersuchung werde ich weiter unten Gelegenheit finden, tiefer hineinzugehen. Was ich hier anführte, hat nur die Absicht zu zeigen, wie ver-

schiedent-

schiedentlich, willkührlich, und widersprechend das grosse Modewort Aufklärung angewendet wird.

Das Publikum wird aufgefordert die Bedeutung des Wortes Aufklärung zu bestimmen.

Sollte es unbescheiden seyn, wenn ich deßwegen das gelehrte und vernünftige Publikum, Freunde und Feinde der Aufklärung auffordere, zu bestimmen, was sie unter dem Worte Aufklärung verstehen, oder verstanden wissen wollen. Was bisher über diesen Bon ton in die Welt gekommen ist, dürfte vielleicht von den wenigsten für befriedigend angenommen werden. Weder Ewald, weder Sangerhausen, noch Bertuch leisteten Genüge, das ist, eine ordentliche Abhandlung, daß man die Sache wie in einem Systeme nach einem bestimmten Begriffe betrachten könnte.

Von dem übrigen Gemengsel der schreibseligen Aufklärungswürmer lohnet es wohl der Mühe nicht, nur eine Meldung davon zu machen. Sie irren und faseln herum, wie Leute, welchen eine zu grosse Portion vom Weine das Gehirn erhitzet hat. Bisweilen glaubet man, es werde Aufklärung zu Philosophie des Lebens, und Sittlichkeit bestimmet, aber in dem Augenblicke binden sie es an einen Begrif, der weit davon entfernet. Nur in dem kommen alle überein, daß sie die Aufklärung mit Anzüglichkeit gegen die Religion der römischkatholischen Kirche anführen. Bertuch machte an das deutsche Publikum eine Motion, daß man sich künftig anstatt des Wortes Aufklärung desjenigen gesunder Vernunft bedienen sollte. „Denn Aufklärung, sagt er, ist überhaupt „richtige Einsicht der wahren Begriffe der Dinge zu „unserer Bestimmung und bey einzelnen Menschen, „richtige Kenntniß seines persönlichen Wirkungskreises „in seiner wahren Verbindung mit dem Ganzen, dessen „Theil er ist, und was ist dieß anders, als gesunder „Menschenverstand?“

Allein mir scheint diese Bestimmung nach dem richtigen Sprachgebrauche lange nicht die gehörige Ausdehnung zu haben, daß es auf das passen könnte, was bisher von Aufklärung ist gesagt worden.

Ich werde erst meine Begriffe anführen, nicht, daß ich selbe als die einzig richtigen aufstellen wollte; sondern einzig in der Absicht, um darüber Berichtigung zu erhalten, die ich mit Gelehrigkeit und Dank annehmen werde, besonders, wenn es so beschaffen ist, daß es meinen Verstand überzeugen kann.

Was ist Aufklärung?

Nach dem natürlichen Sprachgebrauche heißt bey mir aufklären so viel als von einer Sache die wahren, und eigentlichen Begriffe suchen, und sich eigen machen, mithin die Wahrheit eines Dinges nicht blos auf das Zeugniß eines Dritten glauben, sondern auch die Gründe einsehen, die mich zu glauben bewegen. Nach diesem Begriffe wäre dann ein aufgeklärter, welcher sich mit den eigentlichen Begriffen einer Sache bekannt gemachet hat, und deutlich die Ursachen davon erkennet. Aufklärung wäre folglich nicht blinder Glauben an eine Wahrheit, sondern deutliche Kenntniß der Gründe, woraus diese Wahrheit besteht.

Wer den Menschen kennet, und ihn mit den unübersehbaren Dingen zusammenhält, die in dem Weltalle denselben umgeben, wird leicht einsehen, daß es platterdings unmöglich sey, alle Dinge zu ergründen, und sich ihre Natur, Ursachen, und Verhältnisse einleuchtend zu machen. Daher es dann die natürlichste Folge ist, daß es einen allenthalben aufgeklärten Menschen in diesem Leben nicht geben kann. Wenn man nun jemanden mit dem bon ton loben höret: das ist ein aufgeklärter Mann! so muß dieß sehr eingeschränkt, und höchstens so weit

als wahr angenommen werden, daß er sich entweders in der Naturkunde, Naturgeschichte, in den römischen oder Vaterlandesrechten, in der Heilkunde, oder in je einer Kunst, und Wissenschaft bewandt gemachet, richtige Begriffe erworben habe, auch die Gründe, und Ursachen davon kenne.

Gemeiniglich wird Aufklärung und Berichtigung für eines genommen; wiewohlen diese Wörter, mit philosophischer Genauigkeit betrachtet, eine sehr verschiedene Bedeutung haben. Einer, der von einer gewissen Sache, Handlung, Frage, ganz keinen Begriff hat, bekömmt darüber von mir den nöthigen Aufschluß, ich erkläre ihm, was es eigentlich sagen will. Begreift er es nun, so hat er Aufklärung erhalten, oder im bescheidenen Tone: er ist von der Sache unterrichtet. Ein anderer hat von der nämlichen Sache, Handlung, Frage schon einige Begriffe; aber nicht die richtigen; er stellet sich die Sache anders vor, als es in der That nicht beschaffen ist, er betrachtet es von einer verkehrten Seite. Wird ihm dann gewiesen, worinnen er sich irret, und er sieht sein Mißkenntniß ein, so sagt man: er habe hierinnfalls Aufklärung erhalten, was doch im eigentlichsten Verstande Berichtigung ist, daß man daher sagen sollte: sein Begriff von dieser Sache ist berichtiget worden.

Aufkärung in jedem Verstande, auch mit Einschränkung auf wenige Gegenstände, ist entweders gründlich, so, daß ich den Gegenstand in allen Theilen und Verbindungen genau und einleuchtend kenne. Oder oberflächlich, wenn mir nur etwas davon bewußt ist. Diese letzte verdienet aber den Namen Aufklärung mit Rechte niemals. Mein Nachbar hielt bisher dafür, die Sonne bewege sich um unsern Planeten. Dafür habe ich ihm das Gegentheil auf eine faßliche Weise beygebracht,

bracht, und er glaubet nun, daß es mit dem Sonnenlaufe gerade umgekehret zugehe, nämlich die Erde sich um die Sonne wälze. Allein er ist noch weit davon, daß er die aus langer Beobachtung gezogenen Regeln dieser Bewegung genau kennte, und in der Sternenwelt Bekanntschaft hätte. Obwohlen er also in seiner Meynung (Aufklärung) Berichtigung erhielt, kann man ihn darum dennoch keinen aufgeklärten Astronomen nennen.

Auch ist zu bemerken, daß das Wort Aufklärung noch einen Doppelsinn zulasse. Es kann nämlich für das Bestreben, sich richtige Begriffe von einer Sache zu erwerben, genommen werden, oder für die schon erworbene Einsicht und Kenntniß der wahren Begriffe eines Dinges. Endlich kann es auch so viel heissen, als Unterricht. Ich suche Aufklärung, kann wahrlich nichts anders heissen, als ich suche Unterricht, um in die volle Kenntniß der Sache zu kommen.

Mit dem Begriffe kömmt die gangbare Aufklärung nicht überein.

Dieß vorausgesetzet und als richtig angenommen! Was muß man denken von dem Wirrwarr, der seit mehrern Jahren über Aufklärung ununterbrochen, und mit betäubendem Lärmen allgemein erschallte? Vor der in Wuth ausgebrochenen Narrheit der Franzosen hätte man glauben sollen: Aufklärung und aufgeklärt gehe einzig wieder die römisch katholische Kirche. Wer gegen Verehrung der Heiligen, gegen die Erbsünde oder kirchlichen Verordnungen einen witzigen oder groben Gedanken vorbrachte, war ein aufgeklärter Mann. Seitdem sich aber die Westfranken einbilden frey geworden zu seyn, scheinen die Aufklärer aus dem gesellschaftlichen Vortrage und der Abhandlung über die Ungleichheit der

der Menschen des Hans Jacob Rousseau sich so übertrunken zu haben, daß alle von den ursprünglichen Rechten der Menschheit, von der Gleichheit und Freyheit Manie berauschet, das Besinnen verlohren. Nun taumelt alles zur Gleichheit der Menschen hin, und jeder behauptet, mit jedem in der Welt gleiches Recht zu haben. Wer seinen Obern nicht mehr Gehorsam schuldig zu seyn glaubt, der ist nun aufgeklärt; wer dem Edelmanne sein von Jahrhunderten her entweders durch Kauf, durch Erbschaft, oder durch sein für das Vaterland vergossenes Blut erworben- und besessenes Gut (um keine Ungleichheit zu leiden) wegnimmt, der ist aufgeklärt.

Wer die Fürsten von der Regierung jaget, wer nur so redet und handelt, wie es ihm beliebet, der ist aufgeklaret.

So auf den Fuß, wie es viele redliche und einsichtsvolle Männer vorhersagten, ist der religiösen Aufklärung die politische nachgefolget.

Ueber beede, wie sie dermalen bestehen, werde ich einige Anmerkungen dem Publikum zu beurtheilen vorlegen, und dann beysetzen, was sie nach meinem Dafürhalten seyn sollten.

Religiöse Aufklärung nach der Mode.

Die religiöse Aufklärung, was man aus den Reden, und Schriften der neumodischen Philosophen *) abneh-

---

Anm. Ich erkläre hiemit ein für allemal, daß ich unter dem Namen Philosophen die unseligen Anführer Voltair, und Hans Jakob Rousseau mit ihren minder geistigen, aber desto boshaftern Zöglingen Helvetius, d'Argens, Alambert, Diderot, Condorcet ꝛc. sammt den häufigen Gecken verstehe, welche das Wort Philosophie zu dem grossen Nichtsdenken

abnehmen kann, besteht in dem, daß man alles, was zur katholischen Religion, und Hierarchie gehört, verächtlich durchzieht. Kann man für jedes insbesondere einen naiven Ausdruck, das heißt, einen groben Unglimpf anführen, dann ist Aufklärung in seinem Glanze.

Verehrung der Heiligen ist Aberglauben. Verehrung der Mutter Gottes Anbethung der weiblichen Gottheit. Anhänglichkeit an die römischkatholische Kirche Fanatismus. Fasten und dergleichen Abtödtungen des Leibes, Uebertretung der Gebote des guten Gottes der Liebe. u. s. f. Für diese Behauptungen sind schon fertige Formeln bey Handen, wodurch die Sache mehr als demonstriret wird.

Du sollst Gott deinem Herrn allein dienen, keine Bilder machen um es anzubethen. Wer sieht da nicht den Aberglauben, wenn man ausser Gott noch die Heiligen zur Verehrung vorstellet? Wer sieht die Abgötterey nicht, wenn man Bilder verehret? Christus allein ist unser Lehrer, mithin darf man keine Lehre annehmen, die nicht im Evangelium steht. Gott muß man im Geiste, und in Wahrheit anbethen. Mithin ist aller Gottesdienst unerlaubt, welcher Sinnlichkeit verräth, die sinnlichen Zierrathen in den Kirchen unerlaubt.

Einige

---

denken mißbrauchen, wodurch sie die heilige Religion, und alle Gesetze, die den Menschen zur wahren Tugend, und zu seiner eigentlichen Bestimmung führen, in Vergessenheit bringen möchten, um frey, das ist, ungebunden, zügellos, ausgelassen, und gottlos seyn zu können.

Der wahren Philosophie ist meine hertzliche Verehrung so sehr gewiedmet, wie es von allen redlichen geschätzet wird.

Einige Berichtigungen.

Diese Sprüchelchen und Gemeinplätze sind aber in der That so unbehelflich, daß nicht ein Junge mit 12 Jahren darüber verlegen wird, wenn er anders den gehörigen Unterricht erhalten hat.

Etwas von Verehrung der Heiligen.

Es zeugte von der grösten Unwissenheit in der katholischen Glaubenslehre, wenn man vermuthen könnte, daß wir die Heiligen Gottes auf die Art anbeteten, daß wir sie für den Ursprung des guten, und Geber der Gnade hielten. Gott allein erkennen wir als das unabhängige Wesen, von dem alle anderee abhangen, ihm allein opfern wir zum Zeichen, daß gleichwie von seiner Allgüte wir alles empfangen haben, wir auch alles, was in uns ist, ihm zu geben schuldig sind. Wir geben dem Worte אבד und תשח einen andern Verstand, wenn wir uns vor Gott demüthigen, ihn anbethen (προσκυνεειν) einen andern, wenn wir seinen Heiligen unsere Verehrung erweisen.

Diese erkennen wir als Gottes Freunde. Wenn wir sie verehren, danken wir Gott dem Höchsten, für die Gnaden, die er ihnen verliehen, und wodurch sie zum höchsten Grade der Tugend gelanget sind, und sein Wohlgefallen, und Freundschaft verdienet haben. Wenn wir sie anrufen, bitten wir Gott, daß er uns gnädig seyn wolle, und weilen wir vielleicht an uns nichts haben, was dem heiligsten Gott gefallen dürfte, so möchte er die Verdienste seiner Freunde ansehen, und in Rücksicht, und zur Belohnung derselben, uns seine Gnaden, und was wir brauchen, ertheilen.

Das ist die Verehrung der Heiligen, welche die römisch katholische Glaubenslehre billiget, als erlaubt

erlaubt und nützlich erkläret, keineswegs aber als nothwendig vorschreibt. Wenn diese Verehrung Aberglauben ist, so muß Aberglauben gar was anders seyn, als was bekanntermassen darunter verstanden wird. Wenigstens mag auf diese Art daran nichts übel seyn.

Verehrung der Bilder.

Auch denken die Katholiken nicht, daß an dem Gemählde, oder Schnitzwerke der Bilder etwas an sich selbst verehrungswürdiges, noch minder was göttliches sey. Sie erinnern sich dadurch nur an die, welche dadurch vorgestellet werden, und unserer Verehrung, und Nachfolge würdig sind.

Der Gebrauch, die Bilder in der Absicht aufzustellen, ist in der christlichen Religion beständig, bisweilen zwar, wie in den ersten Zeiten der Christenheit selten, dann wiederum allgemein gewesen. Wer dieß nicht zugiebt, muß in der Kirchengeschichte fremd seyn, oder geflissentlich nicht sehen wollen.

Es ist unangenehm mit dergleichen Catechismusfragen sich abzugeben. Dennoch konnte ich mich nicht überheben dieß anzuführen, indem aus dem allgemeinen Rügen der Heiligen, und Bilderverehrung in der kath. Kirche, bey minder in Glaubenssachen erfahrnen, wirklich der Verdacht einer verkehrten, und abergläubischen Verehrung erwachsen könnte.

Anbethung im Geiste.

Von dem übrigen finde ich es der Mühe nicht werth, eine Erläuterung zu geben. Beynebens fürchte ich dadurch die Einsicht des Publikums zu beleidigen, wenn ich Dinge auslegen wollte, die so bekannt

seyn

seyn sollten. Z. B. Da Christus mit dem samaritanischen Weibe über diejenigen sprach, welche behaupteten: Gott könnte nur zu Jerusalem, und nicht auch ausser dem Tempel in Samarien gefällig angebethet werden. Wo er unter denen, die Gott im Geiste und Wahrheit anbethen werden, die Christen verstand, welche nicht mehr auf die Beobachtungen der Synagoge vertrauen, in der eitel Vorbildungen sind; sondern das Vorbild selbst, in Wahrheit also, und mit Ueberzeugung des Geistes anbethen werden. Von Sinnen und Sinnlichkeit war keine Rede. Zudem, so lange die Sinnen ein Bestandtheil der Menschen bleiben, werden die Menschen immerhin durch die Sinnen auch zu ihren geistigsten Handlungen sich bestimmen, oder doch vorbereiten. Gewiß kenne ich alle die Herren, welche wider die Sinnlichkeit so sehr eifern, in dem Grade ziemlich, daß man ausser Sinnlichkeit kaum etwas an ihnen wahrnimmt. In dem allen wäre dann keine Aufklärung, indem sich auf diese Weise keine Erweiterung, und Deutlichkeit der Begriffe, vielmehr unglaubliche grobe Unwissenheit zeiget.

Eigentlicher Begriff von der Religion.

Ich will den armen Schwätzern zum besten meine Gedanken, und die Folge der Begriffe anführen, wodurch ich von der Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Religion mich selbst, und mehr andere überzeuget habe.

Vom Daseyn Gottes.

Vorzüglich scheint mir dieß von der ruhigen und vernünftigen Untersuchung abzuhangen: ob es ein höchstes Wesen gebe? das von sich selber ist, von keinem Dinge abhängt, von dem aber alle andere Wesen in der Entstehung, und ihrer Fort-

währung abhangen. Das will ich nun eben vor die Hand nehmen. So gewiß ich von meinem Daseyn bin, und daß die Dinge alle, die mich umgeben, die ich sehe, und auf was immer für eine Weise wahrnehme, in der Wirklichkeit sind, so wenig kann ich zweifeln, daß mein Daseyn, und aller übrigen Dinge, nicht nothwendig ist. Der Begriff von dem nothwendigen Daseyn eines Dinges bringt mit sich, daß dasselbe immer hat da seyn müssen, und ganz niemals einen Anfang da zu seyn nehmen konnte; denn wenn es nur einen Augenblick nicht gewesen, oder anders gewesen wäre, als es wirklich ist, so wäre es nicht nothwendig so, wie es ist. Nothwendig seyn heißt, nicht anders seyn können, als es ist.

Da nun ich, und alle Dinge in der Welt einstens nicht waren, vielen Veränderungen unterliegen, und einmal, so wie wir jetzt sind, zu seyn aufhören, kann, die Sache nach den wahren Begriffen genommen, unser Daseyn nur zufällig seyn. Wir können seyn, oder nicht seyn, so seyn, wie wir sind, oder anders seyn. Es muß dann ausser diesem zufälligen Wesen etwas in der Wirklichkeit seyn, das uns, da wir nichts waren, zu seyn bestimmet hat, denn aus Nichts kann von sich selber immer nichts werden. Dieß Etwas aber kann nicht anders als nothwendig, und immer von sich selbst seyn, und gewesen seyn. Wäre es einen Augenblick nicht gewesen, so hätte es niemals aus nichts was werden können. Es liegt dann in dessen Natur, daß es nothwendig da ist, daß es nie, und auf keine Weise anders seyn kann, als es wirklich ist.

Nun alle Dinge zufällig sind, und die Zufälligkeit ihres Daseyns in der Natur der Dinge liegt.

Daß

Daß daher tausend, und unzählige tausend Menschen, nach allen tausend Zeugungen, die bis nun geschehen, immer die nämlichen Menschen bleiben, die von Natur zufällig da sind, so ist die Darstellung vom Daseyn eines nothwendigen Wesens so ganz aus der Vernunft der menschlichen Seele, und so stark gewebt, daß kein gerade denkender, und Wahrheit suchender Mensch dieselbe auflösen, auch im Herzen seinen Beyfall und Glauben nicht versagen kann.

Da haben wir dann eine vernünftige Ueberzeugung, daß es ein nothwendiges Wesen giebt, welches nach seinem Begriffe von sich selbst ist, von Niemanden abhängt, von dem aber alle andere Dinge abhangen. Dieß muß nothwendig das höchste, unveränderliche, vollkommenste Wesen seyn, und jede die mindeste Unvollkommenheit ausschliessen. Jede Unvollkommenheit führt immer eine gewisse Veränderung mit sich, die mit dem nothwendigen Wesen auf keine Art bestehen kann. Indem das, was je auf eine Art anders seyn könnte, als es wirklich ist, nicht nothwendig so wäre, wie es ist.

Da ich keine theologische Abhandlung schreibe, so will ich auch nicht alle, nicht einmal die stärksten Beweise vom Daseyn eines höchsten Wesens, welches wir unter dem Worte Gott verstehen, anführen. Es ist dieß so vielfältig, und von vielen so überzeugend geschehen, daß eine theoretische Gottesläugnung bey einem Menschen von gesundem Verstande ganz unmöglich ist.

Gottesläugner sind nicht möglich.

Schwachköpfe, die meistentheils als starke Geister schimmern möchten, unsittliche, zügellos den

Leidenschaften nachhangende, verderbte, oder verführte Menschen können wohl sagen, vielleicht aus Mangel der Ueberlegung es auch glauben, daß kein Gott sey. Ihre Gründe dafür bestehen eitel in feinen und groben Witzeleyen, und ihr Unglauben ist sehr schwach. Jede Ahndung vom Tode, jede rasselnde Donnerwolke bringet sie in Angst. Selbst die ruhigste sicherste Nacht schrecket sie blos mit der Finsternis. Was könnte diese Furcht und Bangigkeit erwecken, wenn ihr Unglauben, daß ausser der Natur nichts sey, stärker wäre.

Die Wirklichkeit der natürlichen Religion wird erwiesen.

Der Mensch mag ausschweifen, sich zerstreuen, mit Gewalt von dem Gedanken eines allmächtigen Gottes sich losreissen wollen. Er bringt es nie zuwegen, daß er nicht in gewissen Augenblicken die Stimme der Natur hören müste, durch die ihm der Schöpfer laut in das Herz redet, sich als den Herrn offenbaret, dem der Mensch den strengsten Gehorsam schuldig ist.

Einige freye Handlungen müssen nothwendig gebothen, oder verbothen seyn.

Diese Stimme der Natur zeiget uns, daß einige aus den Handlungen, die ein Mensch zu thun fähig ist, so beschaffen sind, daß sie unmöglich konnten gebothen, und zur Beobachtung vorgeschrieben werden. Es kann kein Gesetz verbinden, daß ich meinen Gott lästere, meine Eltern hasse, meinen Wohlthätern es übel vergelte, oder einen Unschuldigen um das Leben bringe. Daraus folget natürlich, daß diese Handlungen verbothen werden müssen; denn was nicht nothwendig verbothen

wer-

werden muß, ist an sich gleichgültig. Gleichgültige Dinge aber können immer vorgeschrieben und zum Gesetze gemachet werden, welches bey den angeführten Handlungen nicht geschehen kann. Sie müssen dann natürlich immer als von Natur böse verbothen werden.

Eben so zeiget das Licht der Vernunft, daß einige Handlungen der Menschen nothwendig zu halten, vorgeschrieben sind, z. B. daß ich nur einen Gott anbethe, meinen Vater ehre, keinen Unschuldigen beleidige. u. s. f.

Ohne besondern Unterricht kennet der Mensch den Unterschied zwischen guten, bösen und gleichgültigen Handlungen. Dieß hat der Urheber der Natur gethan, der uns diese Kenntniß durch das Licht der Vernunft geoffenbaret, und seinen nothwendigen Willen, der uns verbindet, das zu thun, was wir als nothwendig gut erkennen, das zu meiden, was das Kennzeichen des Uebels von Natur an sich hat.

Dieß Geboth oder Verboth führet Verbindlichkeit mit sich.

Daß dieser Willen Gottes verbindend sey, können wir deutlich aus dem abnehmen, daß bey dem Menschen immer ein befriedigendes Gefühl sich äussert, wenn er was Gutes gethan hat, gleichwie sich seiner eine peinliche Aengstigkeit bemächtiget, wenn er sich eines Unrechtes bewußt ist, auch in dem Falle, wenn das böse im Verborgenen geschah, daß es die Welt nie erfahren, und mit Uebel lohnen kann, daß man deßwegen diese Angst des bösen Gewissens für eine Vorempfindung der Strafe, die im andern Leben auf seine Sünde wartet, halten muß.

Nur auf diese Art läßt sich es erklären, wie oft Menschen ohne der Offenbarung der Religion lieber im Leben alles Uebel, selbst den Tod übertrugen, als daß sie eine Handlung thun wollten, welcher die Vernunft das Gepräge eines nothwendigen Bösen aufgedrücket hat, daß sie nämlich das Licht der Vernunft mit der Hoffnung gestärket habe, nach diesem Leben dafür Belohnung zu erhalten.

Die Vernunft lehret uns dann nicht nur erkennen, was nothwendig gut oder böse ist, sondern auch, daß wir das auf solche Art erkannte nothwendig zu thun, oder zu meiden schuldig sind, und zwar unter unvermeidlichen Strafen, die uns der Urheber dieses natürlichen, oder nothwendigen Gesetzes bey dem Lichte, das er in unserer Seele angezändet hat, schon von ferne, nämlich in dem zukünftigen Leben sehen läßt. Ohne Uebertretung einer gewissen Verbindlichkeit aber kann keine Bestrafung gedacht werden.

Zudem, wenn ich die Verbindlichkeit aufhebe, wird man keine Ursache finden, warum bey mehr Handlungen, die an sich alle gut und der Vernunft gemäß sind, nicht auch auf gleiche Weise ihre entgegengesetzten alle böse sind.

Es ist vernünftig, löblich und gut, wenn man sich in nützlichen Wissenschaften grosse Kenntniß erwirbt, wenn man sich der fremden Weiber enthält, und dem Nächsten sein Eigenthum nicht raubet. Dennoch zweifelt Niemand, daß nicht die Unterlassung des Studirens bey weitem kein so grosses Uebel ist, als Ehebruch, Raub und Diebstal.

Den

Den Unterschied verursacht einzig; weilen die Enthaltung von fremdem Gute eine nothwendige Verbindlichkeit mit sich führt, die bey der Verwendung auf die Wissenschaften nicht da ist.

In dieser Verbindlichkeit, die uns Gott der Urheber der Natur aufleget, ihn als das höchste Wesen zu erkennen, und ihm dadurch den schuldigen Dienst zu erweisen, daß wir thun oder unterlassen, was uns das Licht der Natur als nothwendig gut oder übel zeiget, besteht die natürliche Religion, die gewißlich nichts an sich hat, was der reinen Vernunft nicht angemessen wäre. Es erstrecket sich aber dieß natürliche Gesetz auf den Verstand sowohl, als auf den Willen. Es gebiethet nicht nur zu thun, was recht und gut ist, und was übel ist, zu meiden. Es verbindet überdieß von Gott sich keinen Begriff zu machen, der seiner höchsten Vollkommenheit widerstrebte.

Durch Leitung der Natur allein, hat kein Mensch das Gesetze der Natur erfüllet.

Allein, noch hat kein Mensch durch die einzige Leitung der Natur das Gesetz erfüllet, welches der Schöpfer nothwendig geben mußte. Dieß zeigen alle Völkerschaften, die man je unter dem Monde gekannt hat; wovon die gesittesten dennoch vom höchsten Wesen und dessen Verehrung die gröbsten Irrthümer hegten, und in den Sitten das für erlaubt hielten, was andere für die abscheulichsten Verbrechen erkannten.

Es ist aber auch nach den Umständen, in welchen sich die Menschen befinden, eine wahre Unmöglichkeit, mittels der Natur allein die noth-

wendigen Gesetze derselben zu erkennen, noch mehr sie zu erfüllen. Da wir in uns so wenig Antrieb zum Guten wahrnehmen, vielmehr die Neigung zum Bösen im Herzen tragen, und uns dadurch zum Uebel wie hingerissen fühlen.

Die Vernunft, sich allein überlassen, wird mir dann niemals einen Grund angeben können, warum ich das für was übels halten sollte, zu was mich die Natur so sehr antreibt; indem die Natur von dem guten Gott geschaffen worden, die also an sich nicht übel seyn, noch zum Uebel verleiten kann.

Problem für die Naturalisten.

Unsere Naturalisten, die keine Erbsünde zulassen, wodurch die Natur verdorben worden, sind immer mit der Allgüte Gottes aufgezogen kommen, haben grosse Noth zeigen zu können, wie der Ehebruch mit dem schönen Weibe des Nachbarn, wider das nothwendige Geboth des Urhebers der Natur gehen soll, wenn mich der Trieb der Natur so sehr dazu verleitet. Zumalen der gute, liebe Gott unmöglich einen bösen Trieb in meine Natur hat legen können.

Entstehung des Glaubens an Seelenwanderung.

Die Philosophen der Vorzeit sahen diese Beschwerlichkeit wohl ein, und verfielen dadurch auf die Ahndung eines Verderbnisses, das in der Natur vorhergegangen seyn müste. Aus welcher Ahndung die Meynung von der Seelenwanderung entstand, die sich so ungemein ausgebreitet hat.

Es wird eine anderweitige Hülfe zur Erfüllung des Naturgesetzes erfordert.

Die Betrachtung nun, daß die Natur für sich selbst nicht zureichet, das natürliche Gesetz zu erfüllen, schließt auf die Nothwendigkeit einer anderwärtigen Hülfe, wodurch der Verstand zur gehörigen Erkenntniß erleuchtet, und der Wille zur Uebung des erkannten Guten beweget werde. So führt die Vernunft auf die Unentbehrlichkeit einer Offenbarung.

Es giebt an sich gleichgültige Handlungen.

Um so mehr, wenn wir erwägen, daß gewisse Handlungen an sich selbst weder nothwendig gut, und nicht übel; sondern gleichgültig sind. Was sollte das an sich selbst nothwendig gutes, oder böses haben, wenn ich gewisse Speisen esse, oder mich davon enthalte? wenn ich an gewissen Tagen arbeite, oder die Arbeiten unterlasse?

Die Gott von uns verlangen kann.

Gleichwohl, da wir es allgemein unter uns Menschen wahrnehmen, daß jeder Vorgesetzte einer Gemeinde, auch nur eines Hauswesens ausser den ordentlichen Pflichten einige ganz willkührliche Dinge von seinen Untergebenen zu fordern pfleget, läßt sich es nicht bezweifeln, daß nicht auch Gott der höchste Herr dergleichen an sich gleichgültige Handlungen nach seinem Wohlgefallen uns vorschreiben, oder verbiethen kann.

Gott hat dem Menschen sein Ziel willkührlich vorgeschrieben.

Es steht dem Schöpfer frey dem Menschen bey seiner Erschaffung ein ganz natürliches Ziel zu erreichen vorzuschreiben, oder eine übernatürliche Bestimmung zu geben. Eben so hängt es von seinem Willen ab, ob er dem Menschen dieß oder jenes Mittel sein vorgesetztes Ziel zu erreichen vorschreiben will. Ueberdieß, wenn der Mensch auf gewisse Wirkungen, welche in ihm vorgehen, merket, die ihm von Jugend an zur Plage sind, ohne daß er selbst eine Ursache gegeben hätte, wenn er z. B. immer kränklich, siech, krüppelhaft und elend seyn muß. Wirkungen die wieder seinen Willen ihn immerhin zum bösen antreiben, für das gute aber nicht nur träge, sondern auch abgeneiget machen.

Eben die Mittel, sich von der Sünde zu befreyen, sind willkührlich bestimmt.

Wenn der Mensch dieß alles in Erwägung zieht, und bey dem Nachdenken darüber wenigstens auf die Ahndung verfällt, daß die Natur nicht so beschaffen in seinem ersten Zustande seyn kann, sondern durch sie etwas verdorben seyn müsse, so ist es nicht anders möglich, als daß ihm dafür bange werde, wie er diesen Fehler der Natur gut machen könne. Wenn sich ein anderer bewußt ist, eine Handlung begangen zu haben, die er als nothwendig verbothen erkennet, und dadurch den höchsten Gott beleidiget zu haben, muß es ihn eben so ängstigen, wenn er nicht weiß, was der belei-

digte Gott verlanget, um die Vergehungen, und ihm angethane Beleidigung zu vergeben.

Die man ohne Offenbarung nicht wissen kann.

Dieß alles aber, da es in der Willkühr Gottes ganz allein liegt, kann der Mensch nicht wissen, ausser Gott offenbaret es auf eine gewisse zuverläßige Art.

Gott muß diese Dinge offenbaren.

Nun ist es mit den Vollkommenheiten Gottes, mit seiner ewigen Vorsehung, Güte und Weisheit nicht vereinbar, daß er den Menschen in der Ungewißheit und unglücklichen Bangigkeit lassen könnte. Er mußte ihm hierüber seinen Willen kund machen, entweders, daß er von uns nichts mehr verlange, als die Erfüllung der natürlichen Gebothe, die uns durch das Licht der Vernunft bekannt sind, ohne daß er ausser dem noch was anderes zur schuldigen Beobachtung vorgeschrieben habe, was sowohl zu unserer Glückseligkeit, als zur äusserlichen Gottesverehrung gehöret.

Für das erste, daß Gott neben den Natur-Gesetzen nichts von dem Menschen verlange, kann nicht einmal eine Spur von Offenbarung aufgewiesen werden.

Gott hat wirklich eine Offenbarung gemachet.

Die Vernunft entscheidet dann für das andere, daß nämlich Gott den Menschen zur Wissenschaft genugsam kund gemacht habe, was er von ihnen fodere, was er ihnen für ein Ziel vorgesetzet, und

und welche Mittel er bestimmet habe, dasselbe zu erreichen. Kurz! die Vernunft machet durch gewisse nothwendige Folgerungen den Schluß, daß es eine geoffenbarte Religion geben müsse.

Der Gemeinsinn.

Für diese Wahrheit steht überdieß der Gemeinsinn, oder die allgemeine Uebereinstimmung aller Völkerschaften in allen Welttheilen vom Anfange der Welt bis zu uns her. Welcher Gemeinsinn, wenn er, wie in diesem Falle so ganz übereinstimmend, und beständig gleich ist, nicht von Vorurtheilen und Erziehung, die unter jedem Himmelsstriche verschieden sind, herrühren, sondern für die Stimme des Urhebers der Natur gehalten werden muß.

Wird gegen Rousseau vertheidiget.

Hans Jakob Rousseau schwächet diesen Grund dadurch nicht, wenn er saget, daß bey den meisten Nationen die Meynung vom Gottesdienste, und dessen Beschaffenheit verschieden sey. Alles zugegeben! Daraus folget nur, daß über die Art und Beschaffenheit des Gottesdienstes verschiedene Meynungen sind, und waren. Aber die allgemeine Uebereinstimmung, daß es eine geoffenbarte Religion gebe, bleibt deßwegen gewiß, und bestimmt. Und nur davon ist hier die Frage: ob es eine geoffenbarte Religion gebe? nicht aber: welche die wahre sey?

Nun kömmt es wirklich darauf an zu wissen, wie man es erkennen mag, daß eine Offenbarung wahrhaft, das ist, wirklich von Gott sey?

Kenn-

Kennzeichen einer wahren Offenbarung.

Dafür giebt es untrügliche Kennzeichen, daß, wenn eine Offenbarung diese mit sich führet, der Verstand glauben muß, daß dieselbe von Gott gemachet worden ist.

Eigenschaften der Offenbarung.

Aber diesen Kennzeichen müssen gewisse Eigenschaften vorgehen, und der Lehre, oder dem Geheimnisse wesentlich beykommen, über welche gefraget wird: ob sie von Gott vorgetragen und zu glauben bestimmet worden ist. Diese Eigenschaften sind: strenge Wahrheit, und durchgängige Heiligkeit. Da Gott die Wahrheit selber ist, wie es der Begriff des höchsten Wesens mit sich bringt, so saget die Vernunft, daß dasjenige von ihm nicht herrühren könne, welches im geringsten von der Wahrheit abweicht.

So kann es Gott nicht gesagt haben, daß ich gestern in P * gewesen, wenn ich nie aus R * gekommen bin.

Die nämliche Ursache erfordert, daß alles, was von Gott geoffenbaret zu seyn vorgegeben wird, nichts in sich begreife, was nicht vollkommen mit den Regeln des Guten, und ehrbaren übereinstimmte.

Gewisse Vorhersagung.

Dieß ist die wesentliche Erfordernis eines Dinges, welches Gott geoffenbaret haben soll. Aber noch nicht das unverkennbare Unterscheidungszeichen. Es kann etwas wahr und heilig seyn, ohne daß es darum von Gott geoffenbaret wor-

den ist. Das richtige Merkmal: daß Gott dieß oder jenes geredet, oder was eines ist, kund gemachet, geoffenbaret hat, muß so beschaffen seyn, daß jeder gesunde Menschenverstand daran zu erkennen gezwungen wird, daß es von nichts, als von Gott kommen kann, indem es alle Kräften der Natur, und was in derselben sich befindet, übersteiget. Dinge, die nach langen Jahren erst gesehen werden, und die zur Zeit, wenn sie gesehen, ganz von freyem Willen des Menschen abhangen, und entstehen, kann Niemand mit Gewißheit vorsagen, als Gott allein, der allwissend ist.

Wunderwerke.

Gestorbene zum Leben erwecken, wenn von dem wirklichen Tode kein Zweifel seyn kann. Dem tobenden Meere mit einem Erfolge befehlen; ruhig zu werden, daß das Meer im nämlichen Augenblicke auf das Wort gehorchet. Tauben, Blinden, Lahmen von Geburt plötzlich, und mit einem Worte das Gehör, Gesicht, den Gebrauch der Sinne ertheilen, das vermag Niemand zu thun, als der Urheber der Natur.

Kann die Natur nicht würken?

Die Natur für sich ist es nicht im Stande zu wirken; den sie wirket alles mit der Zeit, und durch eine gewisse Reihe von Ursachen, welche mit der hervor gebrachten Würkung einen nothwendigen Zusammenhang haben. Allein da ist keine Zeitfolge, wenn etwas augenblicklich geschieht. Ein W o r t kann mit dem Gesichte, mit Heilung der lahmen Glieder keine nothwendige Verbindung haben.

Zu dem müßte man dergleichen Wirkungen in der Natur öfters wahrnehmen, da die Natur immer gleichförmig wirket. Der größte Naturforscher, und Kenner kann nicht mit Zuverlässigkeit, und umständlich vorher sagen, daß nach mehr hundert Jahren der bestimmte Mensch werden, und sich mit demselben dieß, aber jenes zutragen werde, welches einzig von Gottes, und anderer Menschen freyen Willen abhangen wird; indem keine Ursachen in der Natur bestehen, welche auf den freyen Willen eines Menschen in Jahrhunderte hierinn gewiß wirken sollten.

Die Lehre, welche die Kennzeichen hat, ist von Gott.

Jene Lehre also, welche mit dergleichen wahren Wunderwerken bestätiget wird, welche zu ihrer Bestätigung den gewissen Erfolg von Vorhersagungen aufweiset, ohne daß sich derselbe auf natürliche Verbindung wirkender Ursachen, oder auf Muthmassungen, aus Umständen genommen, gründet, sondern blos das Werk des strengen Willens ist, jene Lehre hat die untrüglichen Kennzeichen, daß sie nun von Gott herrühre, und von ihm geoffenbart sey.

Die christliche Religion ist geoffenbaret.

Darum ist es auch ausser allem Zweifel, daß nicht die Religion, welche Christus Jesus gelehret hat, die höchst wahre, und von Gott selbst geoffenbarte sey, indem an derselben alle erwähnten Merkmale unverkennbar sich zeigen.

An der historischen Wahrheit, daß Jesus von Nazareth vor Jahrhunderten durch die Propheten vorgesaget worden ist, mit der deutlichen Anzeige

zeige alles dessen, was sich bey seiner Geburt im Leben und Sterben zugetragen hat, an dieser historischen Wahrheit sowohl der Vorhersagung, als der Erfüllung des Vorgesagten, kann vernünftig nicht gezweifelt werden. Beynebens hat dieser Jesus sich selbst als Gott angekündiget, und dieß zu bekräftigen mehrer Dinge mit Gewißheit vorgesaget, besonders, daß er nach drey Tagen aus eigener Macht vom Tode glorreich auferstehen werde. Dieß Zeichen hat er auf Verlangen der Schriftgelehrten vorzüglich zum Zeichen seiner Gottheit gegeben. Ganz hat er alle die Wunder gewirket, die ich eben als eine untrügliche Zeugenschaft Gottes angeführet habe. Dem zufolge kann wohl kein richtiger Menschenverstand widersprechen, daß nicht Jesus Christus Gott ist, daß nicht seine Lehre, seine Vorschriften, die Geheimnisse, die er zu glauben aufgestellet hat, so wahr, so heilig sind, als es Gott selber ist, daß wir nicht seiner Lehre eben so zu gehorsamen schuldig sind, als wir immer Gott gehorchen müssen.

Ist dermalen die allein wahre Religion.

Gott hat zwar von Anbeginn der Schöpfung her mehrere Religionen verordnet, als eine für die ersten Menschen, und Väter des Menschengeschlechts, und wiederum eine für das jüdische Volk allein; da aber beede über das Ziel ihrer Verbindlichkeit hinaus sind, überdieß keine aus den Religionssystemen, welche dermalen in der Welt üblich sind, die wesentlichen Eigenschaften einer göttlichen Offenbahrung an sich haben, viel weniger die gewissen Kennzeichen derselben, so schließt die Vernunft abermal, wenn man ihr nicht Gewalt anthut, daß einzig die christliche Religion von Gott geoffenbaret ist.

Ausser

Ausser der kein Mensch selig wird.

Es ist also Gottes Wort, und ewige Wahrheit, daß ausser der Christus Religion Niemand selig werden kann, indem Jesus Christus der Stifter der Religion seinen Aposteln deutlich gesagt hat: Prediget mein Evangelium: Matth. 16, 15. Ebend. letzt. K. 19, 20. Was ich euch immer gesagt und befohlen habe, allen Geschöpfen, und wer aus allen Geschöpfen — nicht glaubet, und nicht getauft wird, der soll verdammt werden.

Glauben Christi ist unveränderlich.

Dieser Glauben Jesus kann nur einer seyn, und zwar unveränderlich einer, zu dem nicht ein Wort gesetzt, noch davon genommen werden kann.

Denn sobald zu dem, was Jesus durch sich, und seine Apostel geprediget, gelehrt, und zu glauben befohlen hat, nur ein Wort hinzu kommt, so ists natürlich nicht mehr ganz das, was er gelehrt hat. Eben so wenig, wenn jemand was von dem, was Jesus zu glauben vorschreibt, nicht als einen Glaubenssatz erkennte, und von der Glaubenslehre wegnähme.

Ich verfasse eine Schrift. So ferne ein anderer zu derselben was beysetzet, was ich nicht schrieb, oder was ausstreicht, was ich geschrieben habe, so ist es nicht mehr ganz mein Aufsatz.

Ist einer Kirche anvertraut.

Christus hat die Religion, die er stiftete, einer Kirche aufzubewahren übertragen, und zwar mit einer Vollmacht, daß, wer in Glaubenssachen die Kirche nicht höret, und ihr nicht Gehorsam leistet, für einen Ungläubigen zu halten sey.

Nur eine Kirche ist die wahre.

Aus dem aber, daß die Lehre Christi unveränderlich eine, und die nämliche bleiben muß, folget, daß auch nur in einer aus den Kirchen, welche sich christlich nennen, die wahre geoffenbarte Lehre Christi seyn kann, zumalen eine jede von einer jeden andern in einem, oder mehr Stücken verschieden glaubet, daß dann unmöglich in einer jeden die wahre Lehre, und Evangelium seyn kann.

Nur in einer Kirche kann man selig werden.

Und was ferners eben so richtig folgen muß, ist, daß man nur in einer Kirche selig werden kann, in welcher nämlich eigentlich das gelehrt wird, was Christus gesagt, und befohlen hat; denn wer das nicht glaubet, den übergiebt der Herr der Verdammung.

Kennzeichen der wahren Kirche.

Wer zeiget mir aber mit Unfehlbarkeit die wahre Kirche?

Dafür hat Christus gesorget, der seiner wahren Kirche Kennzeichen aufgepräget hat, die sie unverkenntlich machen.

Die Kennzeichen, welche die Apostel, denen Christus seinen Glauben mündlich vortrug, dann die Glaubenslehrer der ersten Zeiten, und nächsten Nachfolger der Apostel, als gewisse angenommen haben, wodurch sich die wahre Kirche unterscheidet, kommen wesentlich in dem übereins, daß die Kirche nur eine, heilig, allgemein und apostolisch seyn müsse.

Hat nur die katholische.

Und diese Merkmale kommen der römisch-katholischen Kirche so ausschließlich zu, daß man

sie keiner andern, die sich christlich nennet, zuschreiben kann.

Sie ist eine.

Was die Einheit betrifft, ist in der Kirche beständig die übereinstimmende Meynung gewesen, daß nur die, welche mit der röm. kath. Kirche in Gemeinschaft stehen, sich in der wahren Kirche Christi befinden. Die übrigen wurden schon darum für Fremde, Abtrünnige, und für solche, die ausser der wahren Kirche sich befinden, gehalten, weilen sie mit der röm. kath. Kirche nicht vereinet waren. Irenäus, Tertulian, Cyprian, Augustin u. d. ü. geben hierüber in ihren Schriften hinlängliche Zeugnisse.

Heilig.

Die Heiligkeit kommt der kath. Kirche ganz besonders zu; denn sie stellt keinen andern Glauben auf, als den die Schrift, dann die beständige, und unverfälschte Urlehre befohlen hat, schreibt keine andere Lebensregeln vor, als welche sie von Christus, den Aposteln, und ihren Nachfolgern übernommen hat. Diese Regeln haben die Martyrer, die Kirchenprälaten, die Heiligen aus allen Ständen beobachtet, und sind dadurch zu einer Heiligkeit gelanget, die kein Mensch in Abrede stellen kann, der nur einige Gewißheit der Geschichte zuläßt, und noch nicht so verderbt denket, daß er seine vorurtheilvolle Meynungen allen Zeugenschaften von Männern vorzieht, die zur Zeit der Begebenheit gelebet, beyneben Einsicht mit Frömmigkeit, und Wahrheitsliebe vereiniget haben.

Allgemein.

Die Allgemeinheit gestehen der röm. kath. Kirche alle Glaubenspartheyen zu, indem sie die-

selbe immer mit dem Worte Katholisch anzeigen. Nicht aber dem Namen allein nach; sondern in der That selbst ist sie allgemein. Sie nimmt ganz alleinig die angesehensten Provinzen in Europa ein. In den übrigen, wo Schisma und Ketzerey die Oberhand genommen, hat sie einen weitschichtigen Anhang, herrschet in allen Welttheilen mit, und gewinnt alle Jahre einen grossen Zuwachs an Gläubigen, wie es die unverwerflichsten Urkunden beweisen.

Apostolisch.

Apostolisch ist die röm. kath. Kirche wegen der gewissen anerkannten, und ununterbrochenen Nachfolge der Bischöfe in den Kirchen, welche die Apostel gestiftet haben. Besonders in der zu Rom, wo Petrus aufsaß, *) den der Stifter der Religion mit besondern Vorzügen für ihn und seine Nachfolger begabet hat.

Daß aber die Lehre, welche in dieser besteht, die nämliche sey, welche die Apostel gelehrt haben, wird einleuchtend, wenn man betrachtet, was die Glaubensgegner selbst nicht widersprechen, daß wir wirklich noch die Glaubens = und Sittenregeln vorgeschrieben haben, welche vor Zeiten gebrauchten

*) Daß Petrus wirklich zu Rom aufsaß, bestätiget die Geschichte aus unläugbaren Thaten. Es verräth den schlechten Handel der Gegner, welche, welche sie dieß anstreiten, von den Gründen dafür geflissen diejenigen anführen, die nicht die Sache ausser Zweifel setzen, sondern nur von einigen schwachdenkenden Theologen aufgestellt wurden, um, wie sie vermuthen, dieselben mehr anschaulich zu machen.

brauchten die Atanasius, Cyrillus von Jer. Hilar von Poitrau, Ephrem der Syrer, Basilius, die beeden Gregorius, der Nyssener und Naziazener, Ambrosius, Epiphanius, Chrysostomus, Hieronymus, Theophilus von Alexandrien, Pacianus Cäsarius, Omphilochius, Sylvester, Damascus, Innocenz, Coelistin, Leo der grosse, Gelgius, Sulpitius, Augustin, Prosper und die übrigen Väter, welche im IV. und V. Jahrh. lebten, die also gewiß in der Gemeinschaft der röm. kath. Kirche waren, und die ächte Christus Lehre, wie sie die Apostel erhielten, und predigten, hatten.

Daran zweifelt Niemand, daß nicht diejenigen, welche in den ersten zwey Jahrhunderten sich zu Christus Lehre und Namen bekannten, katholisch gewesen sind. Nachdem haben sich die Arianer, Pchotinianer, Macedonianer nebst mehr Irrlehrern, und durch ein Schisma die Donatus, Meletius, Lucifer von der Kirche getrennet. Bey diesen kann die wahre Kirche nicht gewesen seyn, da keine aus den angeführten Sekten solche Glaubenssätze vortrug, daß sich auch unsere Glaubensgegner zu allen derselben einverstehen könnten.

Zu dem waren die Sekten im I. II. III. Jahrh. noch nicht entstanden, und giengen im IX. X. XI. wieder ein. Mit dem Umstande kann keine Sichtbarkeit, die doch zur wahren Kirche durchgängig erfodert wird, behauptet werden. Es folget also, daß zu seiner Zeit diejenigen katholisch gewesen sind, welche mit den Athanasius, Cyrillus u. d. ů. die Lehre Christi und der Apostel bekannten, und nur die zur wahren Kirche Christi gerechnet werden müssen.

Wenn mich nicht alles betrügt, so ist an dem, was ich da zum Beweiße für die Wirklichkeit

und Nothwendigkeit der natürlichen sowohl, als geoffenbarten Religion anführte, nichts, was dem gesunden Verstande eines ehrlichen Mannes anstössig seyn könnte.

Ich habe mir einzig die Vernunft zur Weiserinn erwählt, um mit den aufgeklärten Freunden derselben in keinen Streit zu gerathen.

Es sind dann die Begriffe, welche sich durch diese Untersuchung erweitern, und deutlich werden, Kinder der Vernunft. Es wird sich aus dem zeigen, ob die angeblichen Aufklärer wahre Freunde der lieben Mutter Vernunft sind, wenn sie nämlich auch ihre Kinder mit Liebe aufnehmen. Oder sie müssen ihre Geburt anstreiten, zeigen, daß sie untergeschoben wären, das ist, daß die Folgerungen, wodurch sie erzeuget wurden, von mir unrichtig geschlossen sind.

Einwürfe der Philosophen gegen die christliche Religion.

Ich werde indessen die Einwürfe, welche wider die Religion gemacht werden, und im grösten Umlaufe sind, in Erwägung ziehen, und darüber meine Meynung so angeben, wie mir sie die gesunde Vernunft zeiget.

Ihre Weise von der Religion zu sprechen.

Die Vernunft ist die wichtige Gabe, sagen die Philosophen, welche Gott allen Menschen als den unfehlbaren Probierstein geschenket hat, um alles damit zu prüfen, was auf den Verstand wirken soll. Der Mensch würde dann dem Absehen Gottes entgegen handeln, wenn er all das Wirrwarr glauben wollte, was sinnlosen Theologen, als ächte Gotteswaare den blöden Menschen aufzubinden

zubinden suchen, und dafür blinden Glauben fordern; diejenigen aber, welche durch das Licht der Vernunft erhellet an den Dingen einen Zweifel finden: überliefern sie dem ewigen Feuerpfuhle zum unaufhörlichen Weinen und Zähneklappern. Unter diesen Dingen sind einige, die nicht nur kein Menschenverstand begreifen kann, sondern alle Vernunft radbrechen. Man weiß es aber bey den gegenwärtigen aufgeklärten Zeiten, was der Fürstbischof zu Rom, und mit ihm alle Pfaffen dadurch bezwecken, daß sie die einträgliche Christenheit in einer unauflößlichen Dummheit unterhalten, und den Verstand nicht aus der Kindheit lassen, nämlich dieselbe durch reitzende Erzählungen, und Versprechen der ewigen Freuden dahin verleiten zu können, daß sie zur Ehre Gottes, das heißt, zum Nutzen und Genuße der Pfafferey das ihrige willig darreichen. Darum sagen sie: zum Himmel führe ein enger Weg, und durch die enge Thüre hineinzukommen, müsse man alles von sich werfen. Sie nehmen wohl noch selbst die Mühe über sich, die liebe Christenschaar ihres Seelenheiles wegen bey dem Sterben durch fromme Vermächtnisse, und derley Handgriffe rein auszuziehen.

Helfen Vorspiegelungen von himmlischen Freuden nichts, denn es giebt überall hartherzige Menschen, dann muß der wilde Satanas — in Feuer gekleidet, mit allem seinem von Cochem beurkundeten Apparate bey Handen seyn, und mit seinen gräuslichen Klauen alle aufzufassen drohen, die sich nicht mit Weihwasser Feuerfest machen, die nicht den Zehend willig geben, die nicht Messen lesen lassen, und bezahlen.

So geht es mit dem Fegfeuer, das eitel als die Wechselbank der Geistlichkeit zu betrachten ist.

In derselben stellet es den mitleidigen Christen vor, wie in Laterna magica Vater, Mutter, das liebe Weib, den treuen Mann, wie sie in dem glühenden Feuerofen angeschmiedet, oder in einem Kessel voll siedenden Peches sitzen, und von wüthenden Höllengespenstern mit den grausamsten Peinen mißhandelt werden. Könnet ihr eure Eltern, ruft denn der Prediger, eure Kinder, was euch im Leben das liebste war, könnet ihr sie in diesen Peinen sehen, ohne vom Mitleiden ergriffen zu werden. Unmenschen! mit einer Messe, mit einem beliebigen Opfer zum Gotteshause könntet ihr sie erlösen. Getrauet ihr euch, es zu verantworten, wenn ihr es nicht sogleich thun würdet? Je mehr sich der Pfaffe dabey zu gebährden weiß, desto reichlicher fallen auch die Meßgelder und Opfer aus.

In die Kategorie sind die Wallfahrtsörter zu setzen. Da wird ein geschnitzter Klotz mit besondern Kleidern angethan, und ein geweihter Marktschreyer erzählet, was dieß wunderthätige Stück Holz, das die Engel, oder sonst ein wunderbarer Zufall daher gebracht hat, für ausserordentliche Dinge wirkt, und allen, die im Vertrauen zu demselben fallen, für herrliche Gutthaten angedeihen läßt. Was die gutmüthigen Erdenkinder noch mehr bethören kann, wird anzuführen nicht vergessen, und alles fein auf den zu machenden Beytrag angelegt. Kurz! Utilitas facit esse Deos! Daher entstanden Ablässe, Verehrung der Bilder, Heiligen und Reliquien, und was der Mißbräuche in der sogenannten röm. kath. Kirche mehr sind.

Nun aber die Blende vor die Augen der Gläubigen fest zu binden, werden den Betrogenen sogenannte Geheimnisse vorgetragen, die kein Mensch

verstehen

verstehen kann. Daß nur ein höchstes Wesen, ein Gott seyn kann, daß sieht jeder Mensch mit seinem gesunden Verstande ein. Um diesen einfachen Begriff zu verwirren, bringen die Tyrannen der Vernunft drey Personen hinein. Diese wären unter sich verschieden, wirklich drey; aber dennoch nur Ein Wesen. Also Eines, und nicht Eines! oder Eines, und Drey zugleich! Gegen so eine Behauptung muß sich die reine Vernunft empören, da auf die Weise etwas zugleich wäre, und nicht wäre. Da heißt es dann, man muß den Verstand unterdrücken. Der Glauben muß blind seyn, er ist ein Opfer, welches Gott von uns verlangt.

Dieser Glaube, den sich die Pfaffen nach ihren Bedürfnissen und Einbildung schmiedeten, ist die Kette, an der die Menschen durch 15 Jahrhundert an Leib und Seele gebunden lagen. Bis der helle Mann Luther die stärksten Glieder derselben zerbrach, und dem Geiste und dem Verstande eine Freyheit verschafte, auch die Fürsten von der römischen Despotie erlößte. Aber auch Luther hat der Vernunft des Menschen nicht alle Bande abgenommen; sondern vieles noch zu glauben übrig gelassen. Dank den XVIII. Jahrhunderte! Dieß haben endlich unsere Philosophen, und starken Geister gethan. Sie haben das Licht, welches Luther unter dem Metzen hervorgezogen, auf eine Höhe gesetzet, daß er seine Stralen allenthalben verbreiten kann. Euch Tindal, Bayle, Woolston, Voltaire, Helvetius, D'Argens, Rousseau, Diderot, und euern unzählbaren Gefährten! schöne, starke Geister, Philosophen und Aufklärer! euch gebiehrt die Ehre, die Vernunft auf den allein herrschenden Thron erhoben, und dadurch aller Welt die Freyheit zu denken verschaft zu haben.

Vernunft! Kind des weisen Allvaters! Dich hat die Vorstehung uns hienieden zur Führerinn gegeben. Wer dir folget, kann nicht irren; denn er folget der Stimme der ewigen Weisheit; wer aber deine Leitung verläßt, der strauchelt im Finstern, und weichet vom Pfade der Wahrheit ab.

Der verständige Mensch glaubet dann, was ihm einleuchtet, mein Gott kann mir wegen einer Meynung, die ich über diese oder jene Sache habe, nichts verargen. Gott muß unendlich gut seyn, sollte er ja von mir eine Verehrung verlangen, so kann ihm nicht daran liegen, ob ich ihn auf diese oder eine andere Art verehre. Ich bleibe allemal sein Kind, wenn ich in den Sakramenten bis auf zwey oder sieben zähle, und ich müßte mir ihn sehr wunderlich vorstellen, wenn ich glauben könnte, daß er darauf versessen wäre, meiner Religion einen Ausgang in i st, oder a n e r vorzuschreiben. Auch denke ich von meinem Gott nicht so unedel, daß ich ihm zumuthen sollte, er habe einmal an dem bluttriefenden Gesetze, welches der schlaue Moses nieder schrieb, Antheil genommen, oder daß er so grausam wäre, die vielen tausende Menschen, die er alle zur Seligkeit erschaffen, ewig unglücklich zu machen; weilen sie die heiligen Fabeln der röm. kath. Kirche nicht wissen, oder nicht für glaubwürdig erkennen. Vorausgesetzt! wenn doch eine Ewigkeit, oder ewige Strafen es geben kann, welche sich gerade sehr wenig mit der Vernunft vertragen.

Wird beurkundet, wenigstens die Urkunden vorzulegen angetragen.

Ich habe es satt, die Sprache der itzt gangbaren Aufklärung zu reden, und muß meine Schwach-

heit

heit bekennen, daß ich auch so viel nur mit einem innerlichen Entsetzen hervorgebracht habe. Uebrigens ist kein Wort dabey, das nicht in den Werken der philosophischen Patriarchen, oder in aufgeklärten Recensionen, oder andern fliegenden Blättern stünde, oder aus den erbaulichen Reden der Lichtskinder vom Bischofe durch alle Stufen zum helldenkenden Bader hinab genommen worden wäre.

Billigdenkenden, die dieß lesen, wird es auffallen, wie alles so unter einander hingeworfen ist, ohne Zusamenhange, oft mit Widersprüchen vermenget. Dafür kann ich nun nicht helfen. Es ist so die Weise zu sprechen nach der neuen Philosophie, und der eigentliche Ton der Aufklärung. Sie hat den Vortheil dabey, daß man diese Leute nie bestimmt auf einen Punkt fassen solle. Die Regel ihrer Taktik bringt es mit sich, so viele Anfälle auf einmal zu thun, um dadurch die Macht der Feinde zu vertheilen.

Ich werde nun die Gründe, und Räsonemente der Philosophen, worauf sie vorzüglich groß thun, beleuchten, und ihr Gewicht würdigen.

Die Nothwendigkeit, und Wirklichkeit einer geoffenbarten Religion habe ich bereits aus Gründen bewiesen, die aus der gesunden, und unverderbten Vernunft geschöpfet worden. Niemals wird dieselben das wortreiche Witzeln und Schimpfen der neumodischen Philosophen umstossen können. Es ist ihnen genug, wenn sie nur hie und da einen Zweifel erregen, und die Sache durch Scheingründe und belletrischen Schmucke etwas verworren machen, und nicht jeder gemeine Verstand sich aus ihren Schlingen herauszuhelfen weiß.

Einwurf gegen die Religion, weilen die Vernunft dadurch hingerichtet würde.

Vor allem lasset uns das Unrecht beherzigen, worüber die Philosophen klagen, daß es ihrer Vernunft angethan werde. Der Glaube muß vernünftig seyn, sagen sie, das behauptet der eifrige Glaubensprediger Paulus selbst. Aus dem folget, daß entweder von Gott kein Glauben geoffenbaret ist, wenigstens wissen wir nicht, was Gott geoffenbaret hat. Die christliche Religion trägt Sachen als Offenbarung herum, die vernünftig nie geglaubet werden können. Denn um vernünftig glauben zu können, muß man wissen und begreifen, was man glaubet. Das ist gerade in der christlichen Religion der Fall nicht.

Das Geheimniß der Dreyfaltigkeit, die Menschwerdung Gottes, die Verwandlung des Brodes, oder auch nur die Gegenwart eines Gottmenschen in dem Brode, u. s. f. wird in derselben dem Menschen zu glauben geboten, das dem Menschenverstande undurchdringlich ist, und es immer seyn wird, was auch die Theologen darüber albernes Zeug schwätzen, schreiben und geschrieben haben. Es ist dann gewiß, daß diese Geheimnisse vernünftig nicht geglaubet werden können, der weiseste Gott dieselben nicht geoffenbaret und zu glauben befohlen hat. Hiemit ist der Glaube in der christlichen Religion keine Offenbarung. Ob, und was Gott vielleicht sonst geoffenbaret habe, ist eine Sache, die Niemand wissen kann. Bey dieser Ungewißheit bleibt der Mensch in seiner natürlichen Freyheit zu glauben, oder nicht zu glauben, was ihm gut dünket.

Auflösung.

Auf dieses Räsonement thut sich die neue Philo=

Philosophie viel zu Guten. Ob sie es nicht zu viel thue, werden wir nun sehen.

Der Glauben Christi ist vernünftig.

So gewiß es ist, daß der Glauben allenthalben vernünftig seyn muß, eben so wahr ist es auch, daß der christliche Glauben durchaus wirklich vernünftig, und auf unfeblbare Gründe des Menschenverstandes gestützet ist.

Existenz und Beschaffenheit eines Dinges sind zu unterschieden.

Man muß aber die Wirklichkeit, und das Daseyn einer Sache, die geglaubet wird, von der Beschaffenheit, Wesenheit derselben, und von der Art, wie sie da ist, unterscheiden. Das Daseyn des Menschen ist weit was anders, als die Wesenheit derselben. Daß der Mensch da ist, überzeuget sich mein Verstand, wenn ich ihn sehe, oder von glaubwürdigen Menschen versichert werde, daß er da ist, und ich kann es darum vernünftig glauben, wie wohl ich noch lange nicht begreife, aus was der Mensch bestehe, wie er lebe, denke, frey handle, schlafe, und wiederum vom Schlafe erwache.

Die Existenz der Geheimnisse ist begreiflich, wenn es schon die Wesenheit derselben nicht ist.

Wenn nun die Geheimnisse des christlichen Glaubens meinem Verstande unbegreiflich sind. Ich werde es nie ergründen, wie in der Dreyfaltigkeit drey unter sich verschiedene Personen, des Vaters, Sohnes, und des Geistes nur ein einiges Wesen ausmachen. Unbegreiflich bleibt es dem schärfsten Menschenverstande, wie zwo vollkommene Naturen unvermenget in einer Person bestehen, u. s. f. So ist das, was dem menschlichen Verstande

stande unbegreiflich bleibt, die Wesenheit, die Beschaffenheit, nnd das innerliche Verhältniß des Geheimnisses! Dabey kann aber die Wahrheit, daß das Geheimniß wirklich besteht, die Existenz des Gheimnisses kann ganz wohl begreiflich seyn, und mein Verstand davon überzeuget werden. Gleichwie wir in der That untrügliche Beweise und Kennzeichen habeu, die jeden gelehrigen Verstand über die göttliche Offenbarung der Glaubenssätze ausser allen Zweifel setzen. Ich kann also, wie in dem angeführten Beyspiele, vernünftig glauben, daß Gott Mensch geworden ist; weilen ich weiß, und begreife, daß Gott, der nicht lügen kann, es bezeuget hat. Wiewohl ichs nicht verstehe, wie die göttliche Person ohne Vater der Menschheit nach empfangen worden ist. Nur das Daseyn der Geheimnisse bin ich zu glauben verbunden, und von dem kann ich mich vernünftig überzeugen.

Nur die Existenz muß ich glauben.

Die Art, die Beschaffenheit, die Wesenheit derselben kann ich mit keiner Gewißheit glauben; weil ich es nicht begreife, und bin auch nicht verbunden, es zu glauben. Auf die nämliche Weise glaubet der Mensch vernünftig, daß er, ohne der der göttlichen Gnade, nichts thun kann, was den Himmel verdiente, und daß bey der Nothwendigkeit dieser Gnade es dennoch in seiner Willkühr steht, ob er die Gnade brauchen, derselben mitwirken, und die durch die Gnade verdienstliche Handlung wirken, oder unterlassen will; weil sich der Mensch vernünftig überzeuget, daß dieß Gott geoffenbaret hat, und Gottes Zeugniß die größte Gewißheit und Wahrheit ausmacht. Wie es Gott machet, daß die Nothwendigkeit und unfehlbare Wirksamkeit seiner Gnade den freyen Willen des Menschen-

schen nicht verletzet, das kann der Menschenverstand nicht einsehen, nicht begreifen; aber er ist es auch nicht schuldig zu glauben.

Schulmeynungen gehören nicht zum Glauben.

Was die Schulen über diese Art und Weise räsoniren, und sich für Vorstellungen machen, das gehört zum Glauben nicht. Es ist einzig für den regen Vorwitz des Menschen, der mit dem Daseyn der Sache nie zufrieden, immer auch wissen möchte, wie dieselbe beschaffen ist.

Nach der Erklärung dürfen die starken Geister sich weiter nicht beklagen, daß der Glauben ihren Verstand hinrichte. Er muß sehr armselig seyn, ihr souverainer Verstand, wenn ihn die Begriffe, welche die Vernuft von der Religion aufstellt, nicht einleuchten und überzeugen können, daß das, was die christliche Religion zu glauben befiehlt, von Gott geoffenbaret worden, und deßwegen unmöglich anders, als wahr seyn kann. Denn Gottes Wort, Zeugenschaft, und Ansehen setzet die Sachen in eine weit grössere Gewißheit, als es unser Verstand, auch der durchdringendste nicht thun könnte.

Was in den Geheimnissen dunkel und unbegreiflich, betrift nur die Natur und innerlichen Eigenschaften derselben, welche unsern Glauben nicht erfodern. Die Existenz der Geheimnisse ist ausser allen Zweifel, und klar, und diese allein müssen wir glauben.

Fernerer Einwurf: der feste Glaube verträgt bey sich keinen Zweifel.

Damit sind die Philosophen noch nicht zufrieden, sie sagen ferners: Der Glauben verträgt keinen Zweifel bey sich. Wenn ich nun ein Geheimniß glauben solle, das mein Verstand nicht begreift, nicht

einsehen

einsehen kann, wie es geschieht, entstehet, und sich eigentlich verhält, so drücket mich immer der Zweifel, ob das, was das Geheimniß in sich begreift, auch würklich so seyn kann. Ein Zweifel, der, wie gesagt, den ungezweifelten Beyfall hindert.

Auflösung.

Dieß könnten sich die helldenkenden Geister aus dem bereits gesagten auflösen.

Der Zweifel, wenn er unsern Glauben an ein Geheimniß, welches über unsern Begriff ist, wanken machen könnte, müßte nur in dem bestehen, ob es auch gewiß von Gott geoffenbaret worden sey? Allein von der Gewißheit der Offenbarung haben wir die zuverlässigsten und unbezweifelten Kennzeichen, die ich oben anzeigte.

Ein passendes Beyspiel.

Ein Beyspiel aus dem Leben genommen, solle diese Fehde, wie ich denke, ganz endigen.

Ich glaube und kann vernünftig nicht daran zweifeln, daß ich denke. Demnach weiß ich es nicht, es geht über den Begriff des stärksten Geistes hinaus, worinn das Denken bestehe, wie sich die Gedanken bilden, wie ich mich dieß, oder jenes erinnere? Wie ich mir die Gedanken immer erkläre, kann ich doch den Zweifel: ob es wirklich so ist, niemals heben.

Allein, da ich nicht zweifeln kann, daß ich wirklich denke, ist mein Glauben: daß ich wirklich denke, gewiß, wiewohl es der Glaube an eine Sache ist, die ich nicht begreifen kann.

Untreue der Philosophen wird gerüget.

Hier muß ich eine Untreue der angeblichen Aufklärer rügen, wenn sie sagen: Die Pfaffen, Theologen,

logen, der Pabst, schreiben Glaubenssätze vor, das ist falsch! Nicht einmal die Kirche kann einen Glaubenssatz aufstellen; weilen es dann aufhören würde Christus Glauben zu seyn, zu dem kein Wort gesetzet, von dem kein Wort genommen werden kann. Nichts wird zu glauben befohlen, was nicht Christus durch sich selbst, oder durch seine Apostel geoffenbaret hat.

Weder Pabst, noch die Kirche machet Glaubenssätze.

Es ist daher falsch, daß seit den Apostelzeiten her ein neuer Glaubenssatz entstanden ist. Wenn zuweilen über eine Lehre sich ein Zweifel erhob, die nunmehr für ungezweifelte Christus geoffenbarte Lehre gehalten wird, geschah es nur so lange, bis man aus den ersten Zeiten gewisse, übereinstimmige Zeugnisse von Lehrern, die mit, oder nahe an den Aposteln lebten, fand, und prüfte, um daraus ungezweifelt bestimmen zu können, ob Christus diese Lehre wirklich gegeben habe, oder ob die Schrift von den Aposteln auf diese Weise verstanden worden sey.

Ferner ist es falsch, daß man das alles glauben müsse, was die Theologen behaupten. Nichts bin ich zu glauben verbunden, als was von Gott selbst gesaget worden.

Untersuchung in die Beschaffenheit einer Sache hebet nicht die Gewißheit derselben auf.

Uebrigens giebt es in allen Wissenschaften Leute, die gerne in die Sachen hinein grübeln, und über Verhältnisse, und Eigenschaften der Dinge Untersuchungen anstellen; die aber der Sache selber nichts verschlagen. Die Geschichte machet mich gewiß, daß die Stadt Rom erbauet worden; wiewohlen verschiedene Geschichtschreiber über die Ver-

anlassung des Baues verschiedene Muthmassungen behaupten.

Die Kirche ist nie uneinig.

Aus der eben gemachten Anmerkung wird auch jenes Angeben vereitelt, als ob die Kirche in Glaubenssätzen uneinig wäre, indem die Theologen so verschieden in ihrer Meynung sind. Ueber das Daseyn eines Glaubenssatzes ist in der ganzen Kirche die größte Uebereinstimmung, nur in der Erklärung der Art, und der Beschaffenheit des Geheimnisses sind die Meynungen der Theologen verschieden.

Nur die Schulmeynungen sind es.

Ueber die Art und Ursachen, wie, und warum sich unser Planet, und überhaupt der ganze Weltbau beweget, haben die Naturlehrer von jeher sich widersprochen. Darum ist die Meynung, oder Glauben, daß sich die Erde und alle Welkörper bewegen nicht minder gewiß, und übereinstimmend.

Was von der Gnade Gottes zu glauben ist, wird von allen Partheyen gleich bestimmet, ihre Meynungen sind nur in dem verschieden, daß sie besondere Mittel und Wege einleiten, um dadurch zu erklären, wie die Freyheit des Menschen und die unfehlbare Wirksamkeit der Gnade mit einander am begreiflichsten vereinbaret werden können. Doch haben alle diese Erklärungen im Grunde nicht statt; indem bey Gott keine menschliche Art zu handeln bestehen kann.

Wider die Zeremonien bey dem Gottesdienst.

Wiederum zu meinen Philosophen zu kommen, die indessen an dem äusserlichen Gottesdienste,

ste, und dessen Gebräuchen rütteln. Sie halten sich an die Anbethung Gottes im Geiste, welche Christus gelehret hat, und schon deßwegen, folgern sie, ist die Religion nicht Christus Lehre, in dem dieß den Gottesdienst nach den Sinnen einrichtet, die man ganz verläugnen soll. Man sollte zweifeln, wenn man oft in ein Bethaus kömmt (Gotteshaus ist ein veraltetes Wort) ob man sich nicht in ein Theater verirret habe, welches für eine prächtige Vorstellung dekorirt ist. So buntscheckicht sieht alles aus, besonders wenn der Vorsteher ein Verfinsterer ist.

Auflösung.

Was Christus durch die Anbethung im Geiste, und Wahrheit verstand, habe ich oben angemerket. Hier genüget es beyzusetzen, daß Gott einen äusserlichen Gottesdienst befohlen hat. An dem zweifelt kein vernünftiger Mensch, der die geoffenbarte Religion studiret hat. Aus Gehorsam also gegen unsern Gott, und höchsten Herrn sind wir schuldig denselben beyzubehalten. Die willkührlichen Zeremonien, wenn sie nur anständig, und zur Erbauung und Erhebung des Gemüthes beytragen, können an sich nichts übels haben. Ich halte mich überzeuget, daß die Sinnen des Menschen die Stuffen sind, auf denen sich der Geist allmählich zu seinem Gott erhebet.

Widerspruch der Philosophen.

Zudem scheint sich die Modephilosophie wiederum zu widersprechen. Sie schreyt gegen Fasten, und Abtödtungen des Leibes. Warum? — Ich vermuthe; weilen es den Sinnen wehe thäte. Gott der Liebe, will den Menschen allenthalben glücklich, wohl wissen. Er wird dadurch beleidi-

get, wenn man seine Seligkeit, Freuden, und Wonne durch dergleichen widernatürliche Dinge als Fasten, Geiseln u. s. f. hindert, anstatt daß man das Gute des Lebens mit Freuden genießen sollte. Hier werden die Sinnen in zärtlichen Schutz genommen, dort als unwürdig verläugnet. Wer kennet nicht den Knif? Es ist den Leuten daran gelegen volle Zügellosigkeit einzuführen. Zu dem Absehen den stärksten Zaum, der die Menschen in Sittlichkeit, Ordnung, bey Recht, und Billigkeit zusammenhält, die christliche Religion zu vertilgen, mithin alles verächtlich mitzunehmen, als unvernünftig zu verschreyen, und wohl auch den falschen Schatten eines Verbrechens darauf zu werfen, was den Menschen für die Ehrfurcht gegen die Religion einnehmen, und stärken könnte. Daß die feyerlichen Gebräuche, und Zeremonien der Kirche würdig beobachtet, Herz, und Seele ergreifen, und den Menschen zum höhern Gefühle hinauf stimmen, können die Philosophen selbst mit Ueberzeugung nicht läugnen. Ich habe wenigstens dergleichen neumodische Geistesritter genau beobachtet, die zu einem festlichen Gottesdienste giengen, um darüber ihren spottenden Witz zu üben; dabey aber durch die feyerliche Pracht, und Ehrfurcht erweckende Handlung zusammengeschrecket wider ihren Willen erbauet wurden.

Mißbräuche zu beseitigen.

Mißbräuche giebt es in aller Welt, in allen Dingen. Für diese mache ich keine Schutzrede; sondern bedaure es mit andern ehrlichen Leuten, daß sie in der Beschaffenheit der Dinge nirgends zu vermeiden sind. Es ist Weisheit, und lobwürdiges Unternehmen, wenn man sie nach Möglichkeit zu beseitigen suchet; aber unrecht, nicht

nicht nur unklug ist es, wenn man mit den Mißbräuchen auch die guten, heiligen Sachen vermengen, und verwerfen will. Das heißt nach dem Sprichworte, vom Kinde den Unrath waschen, und denn das schmutzige Bad samt dem reingemachten Kinde wegschütten. Haben nicht die Menschen mit dem Verstande die größten Mißbräuche geübt? höret darum der Verstand auf, eine gute Sache zu seyn? oder sollte man deßwegen denselben zu vertilgen suchen? Das wird wohl nie ein Philosoph sagen.

Gegen die ewigen Strafen.

Wenn die angeblichen Aufklärer gegen die Unaufhörlichkeit der Strafen der Gottlosen zu Felde ziehen, läßt man es gerne zu, daß ihnen der Streit angelegen seyn mag. Denn sie haben große Ursache dieselben aus dem Wege zu räumen, um durch ihr Betragen sich nicht darein zu verwickeln.

Strafen müssen dem Verbrechen angemessen seyn.

Der gute Gott kann den Verbrechen keine Strafen auflegen, die denselben nicht angemessen wären, so räsoniren sie. Dennoch sagt die christliche Religion, daß der Mensch, welcher in einer Sünde aus dem Leben geht, ewig dafür gestraft werde, und leiden müsse. Wie kann man aber mit Vernunft behaupten, daß die ewige Dauer, daß das nie — nie aufhören der leidenvollen Strafen meinem augenblicklichen Ergiessen in eine so sehr der Natur anklebenden Wollust, einem momentanen Zorne, in dem ich mit verwirrtem Verstande meinen Feind todtschlage, angemessen seyn sollte.

Diese vernunftwidrige Lehre mag unmöglich die Lehre des sanften Gottes, des ewigen Erbar-

mers, und die Religion, welche diese Lehre führet, kann nicht von Gott geoffenbaret seyn.

Widerlegung.

Die Weile der Strafen der Weile des Verbrechens anpassen wollen, ist der Philosophie des Lebens zuwider. Ein Todtschlag, der in einem Nu geschah, wird nach aller Gerechtigkeit mit langwierigern Strafen beleget, als ein Ehebruch der Wochen, und Jahre lang fortgesetzet wurde. Warum ist bey Gott nicht gerecht, was wir für Gerechtigkeit halten?

Wie Gott ewig strafet.

Man kann das nicht ungerecht nennen, wenn Gott die Sünder für ihre Sünden so lange strafet, bis sie wiederum seine Freundschaft erwerben, welche sie durch die Sünde freywillig verworfen haben. Nun der Mensch der unbußfertig in schweren Verbrechen dahin stirbt, nicht mehr zur Freundschaft Gottes gelanget, ist es ganz natürlich, daß die Strafen auch nicht aufhören.

Gott fordert keine Unmöglichkeit an der Buße.

Das heißt aber eine Unmöglichkeit fordern, und eben das ist ungerecht, wenn jemand darum so lange gestrafet werden sollte, bis er eine Bedingniß erfüllet, die nicht von seinem Vermögen abhängt, wie in diesem Falle, wo die Wiederkehr zur Freundschaft Gottes erfodert würde, welche nach der Lehre der christlichen Kirche die abgeschiedenen Seelen nicht mehr leisten können; indem mit dem Tode die Nacht beginnet, in der Niemand wirken kann.

Die starken Geister machen es mit ihrem lieben Verstande, wie unkluge Eltern ihre Kinder

durch

durch zu große Schonung verzärteln, die darum in der Welt nichts taugen. Aus übertriebener Liebe zur menschlichen Vernunft scheinen sie ihr die Mühe nicht aufbürden zu wollen, die Sachen, welche sie beleuchten soll, auf alle Seiten zu wenden, und genau alles auseinander zu setzen.

Es liegt die Wiederkehr zu Gott bey dem Menschen.

Wann machet sich der Mensch der immerwährenden Strafen schuldig? Gewiß im Leben noch. Also in der Zeit, wo es in seinem freyen Willen stand, sich alsogleich wiederum durch die Mittel, die jeder Mensch allezeit genugsam hat, in die Gnade, und Freundschaft Gottes wieder zu setzen. Bey dem Bewußtseyn, daß auf sein schweres Verbrechen Strafen geleget sind, die so lange währen, als er sich mit Gott nicht wird ausgesöhnet haben, und, daß diese Aussöhnung vor dem Abscheiden aus diesem Leben geschehen muß. Bey dem vielen Zureden der heil. Religion, daß er die Buße nicht verschieben, und sich durch den Verschub in den Stand setzen möchte, wo er nicht mehr Buße wirken kann, und darum fortwährend, ausser der Freundschaft Gottes, und in den verdienten Strafen bleiben müßte. Bey alle dem, wenn der Sünder muthwillig aus strenger Entschliessung in der Sünde unbußfertig verharret und stirbt, widerfährt ihm dann das Unglück in der andern Welt nicht darum, weilen er es selbst nicht hindern wollte? Lag es nicht so ganz in seiner strengesten Willkühr, ob er die Bedingnis, unter welcher ihm die Abwendung der immerwährenden Strafen angetragen ward, erfüllen wollte, oder nicht?

Eine Gleichnis zu dieser Sache!

Es war ein Mann, der vor deu Eingang seines Gartens einen Schlag legte, um die muthwilligen abzuhalten, daß sie nicht immer zum Stehlen hineingehen sollten. Als ein kluger, und vorsichtiger Mann ließ er den Nachbarn dieß allenthalben kund machen, damit sich jedermann vor Schaden zu hüten wissen möchte. Ein unbesonnener Junge versuchte es dem ungeachtet in den Garten zu kommen, und — der Schlag streckte ihn mit Zerschmetterung eines Beines zu Boden. Der Herr des Gartens empfand darüber Mitleiden, und trug ihm alle Mittel an, den Gebrauch der Glieder wiederum herzustellen. Die Aerzte redeten ihm zu, die Mittel anzuwenden, und sich nach Vorschrift zu halten. Sie sagen ihm zugleich vor, daß er sein Lebentage ein Krippel bleiben müßte, wenn er es nicht thäte. Der Junge jedoch war zu leichtsinnig, brauchte die Mittel nicht gehörig, hielt sich nicht, und so traf die Vorhersagung der Aerzte ein, er wurde, und blieb immerwährend, ohne Hilfe elend, krippelhaft.

Jezt frage ich, wer Schuld an dem Unglücke des Jungen ist? und daran, daß er das Unglück unaufhörlich leiden muß? — Der Herr des Gartens sicher nicht. Der Junge leidet; weilen er es selber haben wollte. Die Anwendung dieser Gleichnis giebt sich von selbst.

König Friedrichs adoptirtes Räsonnement gegen Sünder und ihre Strafen.

Noch verdienet das Räsonnement des Philosophen von Sans Souci über diesen Punkt erwogen

zu

zu werden. Die Erfindung gehört aber demselben keinesweges zu. Die alten Stoicker brauchten es lange, gleichwie die Neuphilosophen alle ihre Gründe von den alten Weltweisen entlehnet haben. Mir hat dieses Räsonement durch viele Jahre gewaltig Nachdenken verursachet, und keiner von den Gelehrten, die ich um Auflösung meines Zweifels ersuchte, konnte meinen ungelehrigen Verstand befriedigen.

Wenn ein Gott ist, sagte Friedrich', so muß er alle Vollkommenheiten haben, er muß unendlich gut, allwissend, und allvermögend seyn. Aus dem folget nothwendig, daß er uns keine Handlung thun läßt, die man sündhaft nennet; oder, wenn er es zuläßt, so kann er es doch nicht mit dem Tode der Seele bestrafen, wie die Theologen reden, und mit unaufhörlichen Strafen belegen. In einem Beyspiele giebt er seiner Behauptung den größten Nachdruck. Ein Vater, wenn er gewiß vorsehen könnte, daß sein Kind sich wie immer todtstechen würde, wenn er dieß Messer zu sich nähme, handelte nicht gütig, sondern machte sich vielmehr des Todes an seinem Kinde schuldig, woferne er demselben das Messer zuließe, im Falle, daß es in seiner Macht stünde, das Messer nicht zuzulassen. Wider das läßt sich einmal nichts einwenden. Mithin muß auch die erste Behauptung richtig seyn. Da Gott unsere Wege und Steige alle kennet, und den Ausgang davon einsieht; weilen er allwissend ist, müßte er uns nothwendig von jeder Handlung zurückehalten, die sündhaft wäre, den Tod der Seele, und die unaufhörlichen Strafen nach sich zöge, oder er wäre nicht der unendlich gute Gott. Zumalen da er dieses vermöge seiner Allmacht gar leicht thun kann; denn in seinen

Händen steht unser Thun und Lassen, welches er nach seinen mächtigen Blicken lenket. Wenn er uns jedoch ungehindert fallen läßt, so kann er uns deßwegen wenigstens nicht strafen.

Gewöhnliche Einreden darwider.

Dagegen hat die Einrede nicht Statt, daß Gott dadurch das große Menschengut, die Freyheit beeinträchtigen würde, wenn er uns an den Handlungen hinderte, die wir thun wollen. Der Arm Gottes ist nicht verkürzet, er hat tausend Wege, ohne Verletzung der Freyheit, uns von diesem oder jenem abzubringen. Sagen doch die Theologen, daß der Mensch beständig zum Bösen hingienge, und nichts Gutes thäte, wenn ihn nicht die Kraft der göttlichen Gnade zurückzöge, und zum Guten brächte. Und diese Kraft der wirkenden Gnade behaupten sie, hebet die Freyheit des Menschen nicht auf. Auch hilft es nichts zu sagen, Gott lasse Uebels geschehen, was die Menschen aus freyem Willen thun, um dadurch ein unendlich grössers Gut zu erzielen. Vollkommener ist es ungezweifelt Gutes thun, ohne daß darum was Uebels geschehen müsse. Und Gott muß thun, was am vollkommensten ist.

Das angeführte Beyspiel von einem Vater wird durch den gegebenen Unterschied nicht entkräftet, daß man einen Hausvater eines einzelnen Hauswesens mit dem allgemeinen Hausvater nicht vermengen soll, und man vielmehr das Beyspiel von einem Heerführer nehmen müsse, der um einen vollkommenen Sieg zu erhalten, oder eine allgemeine Niederlage zu vermeiden, einige Mannschaft ohne aller Schuld dahin stellet, wo er vorsieht, daß sie gewiß umkömmt; denn da trägt der kleine Schaden zum allgemeinen Wohl und Glücke bey.

Der

Der Heerführer darf nur darum so handeln, weilen seine Kräfte beschränket sind, und er ohne diesen vorgesehenen kleinen Schaden im Theile das Ganze nicht retten kann. Wenn er auch, ohne die wenige Mannschaft zu verlieren, das Ganze erhalten könnte, dürfte er sicher Niemanden der Lebensgefahr aussetzen: Gott aber ist allmächtig, er kann jedes Gute bewirken, ohne daß deßwegen das geringste Uebel geschehen müßte. Er kann das Wohl und Glück des ganzen Weltalls befestigen, und brauchet dazu nicht, daß je einem was Uebels widerfahre.

Auflösung desselben.

Es ist demüthigend für meine Einsicht, daß ich mich mit dieser philosophischen Bedenklichkeit über Sünde und ihre unaufhörlichen Strafen so lange gequälet habe, die doch an sich nicht die geringste Beschwerlichkeit hat. Warum nehmen wir nicht die Philosophie des Lebens zur Hand. Ist es nach der allgemeinen Uebereinstimmung nicht gut, wenn der Mensch hienieden einen gesunden Körper herumträgt, in Ehren und Ansehen steht, sein bequemes Auskommen hat? Ist es nicht besser, als wenn er sieche Tage verleben muß, in Verachtung ist, auch wohl ohne sein Verschulden um Ehre, guten Namen und Freyheit kömmt? Das mißkennet kein vernünftiger Mensch. Auch das nicht, daß derjenige übel handelt, welcher einen unschuldigen verläumdet, und dadurch in Schaden setzet, das Habe und Gut seines Nebenmenschen stihlt, sein Weib entführt, oder einen um das Leben bringt. Das halten wir aus Ueberzeugung des Gewissens für was Uebels. Die Erfahrung zeiget aber, daß dem ungeachtet dieß in der Welt sich häufig ereignet. Wir sehen mehr arme nothleidende, als reiche.

Sehen viele Menschen darben, die ihrer Tugend wegen das größte Glück haben sollten. Sehen viele unschuldige unterdrücket, ungesittete, lasterhafte Menschen hingegen in Ehren und Ueberflusse sich freuen. Täglich geschehen Raub, Mord, Ehebruch und harte Bedrückungen. Das sind Thatsachen. Augen und Ohren lassen uns daran nicht zweifeln. Dabey glauben wir, daß Gott die Welt regieret, welcher der gütigste Vater aller Menschen, allwissend ist, alle diese Uebel sieht, wann sie beginnen, und je alle vermöge seiner Allmacht verhindern könnte.

Es fällt also die Frage und der Zweifel weg: ob Gott diese Dinge zulassen könne? indem sie wirklich da sind. Ihr Daseyn hebet den Widerspruch, daß sie mit der Allmacht, Allwissenheit und Allgüte Gottes streiten. Ist es unserm Verstande nicht anschaulich, wie es damit zugehe, so müssen wir nur bekennen, daß unser Blick nicht hinreichet, wo die höchste Weisheit das ewige Gesetz niederschrieb, nach welchem sie alles im allem anordnet. Die Wege der göttlichen Allmacht, Güte und Weisheit sind unergründlich. Zwischen unserm Wissen, und Gottes Anordnungen ist ein unsern Augen undurchdringlicher Vorhang gezogen. Wenn Gott zu uns redet, nach seinem Belieben uns seinen Willen und Anordnung wissen] läßt, dann thut er es auf eine Art, daß wir sein Wort, wenn wir nur das Licht der Vernunft gebrauchen, nicht verkennen mögen. Was er uns sagt, ist wahr; denn die ewige Wahrheit kann keine Lüge sagen. Wenn wir aber das, was Gott anordnet, geschehen, und werden läßt, mit unserm Verstande in seinem Gange, in seinen Ursachen und in der Weise, wie sich es zuträgt, und fügen kann, nicht ent=

entzieffern, wenn wir den hohen Endzweck, den der Herr sich selbst setzet, nicht einsehen, so beweißt dieß nicht mehr, als daß wir Menschen und keine Götter sind.

Da wäre dann der wahre und unwiderlegliche Bescheid auf Friedrichs Bedenken gegen die Sünde, und ihre unaufhörlichen Strafen. Das Licht der Vernunft setzet uns über die Gewisheit der göttlichen Offenbahrung ausser allen Zweifel. Diese Offenbahrung lehret, daß der Mensch, der aus freyem Willen sündiget, wenn er nicht die Mittel braucht, die ihm Gott immer genugsam giebt, von der Sünde sich zu erheben, und wiederum zu seiner Freundschaft zu gelangen, sondern ohne Buße und Reue aus diesem Leben scheidt, dafür so lange gestrafet werde, als die Sünde währet, das ist, unaufhörlich. Diese gewisse Offenbahrung muß bey einem vernünftigen Menschen die Wahrheit der geoffenbarten Sache unendlich mehr gewiß machen, als das natürliche Unvermögen unsers Verstandes, der sich in derselben nicht alles deutlich vorstellen kann.

Einwürf gegen die ewigen Strafen; weilen sie nicht bessern können.

Es kann keine Strafe bestehen, die nicht dazu dienet, den Gestraften zu bessern. Mithin kann wegen dem Unglauben Niemand ewig gestrafet werden, denn in der Hölle bessert sich Niemand. Es hilft da nicht das Beyspiel vom weltlichen Richter, der den Todschläger hinrichten läßt, welches wahrhaftig nicht zur Besserung führet. Auch weltliche Richter handeln unrecht, wenn sie Strafen über einen Verbrecher verfügen, die ihn nicht bessern können. Darum sind alle Todesstrafen philo=

philosophisch als ungerecht erkläret. Ueberhaupt aber ist Gott mit den Menschen in keine Vergleichung zu ziehen; weilen sie den Verbrecher auf keine andere Weise zu bessern vermögen. Aber Gott hat es in seiner Willkühr den Menschen ohne Strafe zum Guten zurück zu bringen.

Berichtung desselben.

Das ist eine Kette von Trugschlüssen, wodurch die Philosophen ihre Meynungen befestigen wollen, denen aber ihre Handlungen gerade widersprechen; denn dermalen haben in Frankreich die Henker nicht Hände genug, um unter dem Vorwande einer gerechten Strafe alle die hinzurichten, welche das Verbrechen haben, den Philosophen zu mißfallen.

Ich habe es schon öfters erinnert, daß wo einmal das Daseyn eines Dinges evident ist, über die Möglichkeit des Daseyn weiter keine Frage seyn kann. Die Evidenz der ewigen Strafen ist aus dem, was bereits gesaget worden, erwiesen, daß ich es hier nicht abermal wiederholen muß. Zudem, wenn Gott diejenigen nicht strafen dürfte, welche er ohne Strafen bessern könnte, so dürfte er gar keine Strafen verfügen, auch keine zeitlichen; indem er ohne Strafen alles verbessern kann, welches doch wider die tägliche Erfahrung läuft, die uns die strafende Folgen der Sünde beständig an uns, und an andern wahrnehmen machet.

Genug! daß wir sündigen können. Dafür redet das unumstößliche Zeugniß unsers innersten Bewußtseyn. Jede Sünde aber ist als geflissentliche Uebertretung eine Verachtung des Gesetzes und Gesetzgebers, und verdient daher wegen der Verachtung des höchsten Wesens, die schwerste

Strafe. Sagen wollen: es sey nicht in Gottes Macht, die ihm angethane Beleidigung zu strafen, heißt Gott in seiner Macht einschränken, ihn klein machen, und eigentlich so viel: Gott muß die Menschen, die ihn verachten, seinem höchsten Willen noch so gröblich widerstreben, obendrein mit Liebe überhäufen, und ewig glücklich machen. Welches sich doch Niemand zu behaupten getrauet. Steht es aber in Gottes Willkühr zu strafen, oder ohne Strafe zu verzeihen, so müßen wir eine Offenbarung haben um zu erkennen, was er hierinnfalls zu thun beschlossen habe. Da die Philosophen für ihre Meynung keine Offenbarung aufweisen können, so wäre es vernünftig, daß sie durch die erwiesene Offenbahrung ihren Irrthum einsehen lernten.

Von dem allein seligmachenden Glauben.

Hier wäre noch eine grosse Frage zu erörtern, welche zu unsern Zeiten so manigfaltig beantwortet wird, nämlich: obwohl wirklich nur ein seligmachender, und zwar ein nur allein seligmachender Glaube sey? Ich habe bereits diese Frage dadurch beantwortet, daß ich zeigte, der Glaube und Lehre Christi könne nur einer seyn, und der göttliche Stifter dieses Glaubens habe alle Menschen zu demselben verpflichtet. Wenn man dazunimmt, daß an der röm. kath. Kirche allein die gewissen Kennzeichen der wahren Kirche, die Gott als Bewahrerinn seiner Religion einsezte, sichtbar sind, so folget ganz natürlich, daß nur in einer Religion, welche in der röm. kath. Kirche rein erhalten worden, und bis an das Ende der Welt so bleiben wird, die Seligkeit zu hoffen ist.

Dagegen wird eingewendet.

Was dagegen eingewendet wird, beruhet auf

Trug=

Trugschlüssen. Z. B. Daß es von Gott, der alle Menschen zur Seligkeit erschaffen hat, ungerecht und grausam wäre, wenn er so viele tausend, die ausser der christlichen Religion, noch mehr! ausser der röm. kath. Kirche sich befinden, ewig zu Grunde gehen liesse.

Antwort darauf.

Gott hat alle Menschen zur Seligkeit erschaffen; dabey aber hat er ihnen gewisse Bedingnisse gesetzet, die sie nothwendig erfüllen müssen, wenn sie die Seligkeit erlangen wollen. So eine Bedingnis ist der Glaube an alles, was Christus gelehret, und die Erfüllung dessen, was er gebothen hat, das heißt, die Christus Religion, die nur eine seyn kann. Wenn ein Mensch ausser aller Möglichkeit gesetzet wäre, die Bedingnis zu erfüllen, wenn er ohne seine Schuld von der wahren Religion nichts wissen könnte, so könnte man allenthalben sagen, daß es grausam, ungerecht und Gottes unwürdig sey, wenn er ihn deßwegen strafen wollte. Wenn aber einige Menschen nicht allen Fleiß und Eifer anwenden, das aufzusuchen, was ihm zu wissen nothwendig ist, nämlich den Willen Gottes, welcher durch die Offenbarung zu erkennen gegeben wird, wenn diese und andere, die auf was immer für eine Art von der Offenbarung nichts wissen, neben der Erbsünde auch gegen das Gebot sich versündiget haben, das uns unsere vernünftige Natur nothwendig zu halten vorstellt, und wenn sie als frevventliche Uebertreter des unverkennbaren nothwendigen Willens des göttlichen Gesetzgebers dahinsterben; so ist wahrhaftig keine Ursache, warum sie nicht die Strafen, welche für die Ungläubigen gesetzet sind, verdienen sollten.

Gott

Gott hat sie zur Seligkeit erschaffen, auch hat er ihnen die Möglichkeit gegeben, dieselbe zu erlangen. Es ist dann einzig ihr Verschulden, daß sie es nicht brauchten, und dem Willen des guten Gottes nicht entsprachen. Gott läßt die Sonne gleich über Gläubige und Ungläubige scheinen. Was folget? Das gewiß nach je einer Logik nicht, was die Philosophen schliessen, daß er keinen Menschen, er mag von was immer für einem Glauben seyn, von seiner Liebe und von der Seligkeit ausschliesse. Ich möchte aus dem allgemeinen Sonnenscheine vielmehr folgende Anwendung abziehen, daß Gott jedem Menschen seine Herrlichkeit, Macht und allgemeine Liebe zeige, wodurch er sie zu seiner Erkenntniß bringen will. Folge läßt sich gar keine ziehen, so wenig, als wenn ich schliessen wollte, Gott läßt den Hagel und den zerstörenden Blitz über Gute und Böse fallen, mithin will er keinen Menschen verschonen. Das soll aus physischen Erscheinungen für die Moralität richtig folgen, da keine Folge richtig seyn kann, die nicht in den Vordersätzen enthalten ist. Bey allem, was gegen die Nothwendigkeit einer einzigen Religion eingewendet wird, kömmt es meistens auf die Frage an, ob Gott dem Menschen das ewige Leben nothwendig ertheile, oder ob es von seinem freyen Willen abhange? Thut er es aus einer gewissen Nothwendigkeit, so folget diese entweder aus der Natur Gottes, oder aus seiner des Menschen, oder aus beeden zugleich. Was man immer annimmt, so widersprechen sich diejenigen allezeit, welche alle die zum ewigen Leben zulassen, welche den wahren Gott auf was immer für eine Art verehren; aber die Gottesläugner und die Gottlosen davon ausschliessen, da doch diese eben sowohl Menschen sind, als die andern, und

Gott beede erschaffen, und sich ihnen zum höchsten Ziele gesetzet hat. Hat Gott aus freyem Willen beschlossen, allen Menschen die Seligkeit zu ertheilen, so müssen sie diesen freyen Willen uns aus der Offenbarung beweisen, und diese saget, daß man nur in der wahren Christus Religion selig werden könne.

Rousseaus Grund für die Freyheit im Glauben.

Rousseau glaubet darinn den Grund für die Freyheit zu glauben gefunden zu haben; weilen kein Mensch im Stande ist, unter der verschiedenen Religionspartheyen zu entscheiden, welche die wahre sey, wozu erfodert würde einen jeden Glaubenssatz in einer jeden Religion zu untersuchen, ob er richtig ist, oder nicht?

Wird berichtiget.

Der Herr Hans Jakob trauet aber auf sein Råsonement mehr, als ein philosophischer Kopf nicht sollte. Es ist nicht wahr, was er als richtig voraussetzet. Zur Erkenntniß der wahren Religion wird nicht mehr erfodert, als genau zu untersuchen, ob dieselbe die richtigen Merkmale habe, aus welchen man sie, als die wahrhaft geoffenbarte erkennet. Und diese leuchten einem jeden vernünftigen Menschen ein. Sollte es Schwachköpfe geben, denen die Evidenz dieser Kennzeichen nicht begreiflich zu machen wäre, so sind für diese andere Beweggründe, welche ihren Bedürfnissen, Umständen angemessen, und bey ihrer Beschaffenheit ihnen evident werden. Es giebt ja Leute, die bey all ihrem Vermögen die theoretischen Grundsätze einer Kunst einzusehen, durch erhaltenen praktischen Unterricht in der Ausführung derselben sich zum Meister gemachet haben.

Bayle wird widerleget, der eines jeden Meynung zur Pflicht des Glaubens machet.

Das zu befolgen, was uns das Gewissen vorschreibt, ist die größte Pflicht im Betreffe der Religion, auch dann, wenn das Gewissen irrig ist, saget Bayle. Dieser so oft unkritische Kritiker hätte das irrige Gewissen, woran der Mensch keine Schuld hat, weilen ihm es blosse Unmöglichkeit dasselbige zu berichtigen, von dem unterscheiden sollen, wo an dem Irrthum eine Nachlässigkeit, oder sonst was, welches dem Menschen zur Schuld angerechnet werden kann, Ursache seyn mag. Bey diesem letzten bleibt für den Menschen allemal die Verbindlichkeit, seine Nachlässigkeit zu verbessern, und das gut zu machen, was er dabey unrecht versehen hat. Wie kann er also in diesem Falle dem irrigen Gewissen folgen, und wie sollte die nach demselben erfolgte Handlung verdienstlich werden, da er immer die Verbindlichkeit hat, dieß irrige Gewissen selbst abzulegen.

Das Urtheil des schuldlosen unüberwindlich irrigen Gewissen sowohl selbst, als die nach demselben geordnete Handlung kann zwar nicht sündhaft, folglich auch nicht strafbar seyn. Aber darum folget nicht, daß die auf diese Art Ungläubigen deßwegen sich Hofnung zum ewigen Leben machen sollen; denn Gott, der vermöge einer höchsten unumschränkten Macht das ewige Leben allen Menschen hätte versagen können, hat es nur denen verheissen, die seiner von ihm gestifteten Religion folgen.

Marmontel will für die Nothwendigkeit eines Glaubens metaphisische Evidenz haben.

Noch weniger trift es Marmontel, wenn er

behauptet, in der Kategorie der Religion sey jedes irrige Gewissensurtheil schuldlos; indem keine Religion eine metaphisische Evidenz habe, also die Gewißheit der Religion über die Probabilität nicht hinausgehe. Bey einer blossen Probabilität aber sey es immer ein Ungefähr, wenn die Wahrheit vielmehr, als der Irrthum Eingang findet, weilen man nie mit Unfehlbarkeit sagen kann: diese Meynung ist wahr oder falsch. Denn sobald ich dieß sagen kann, höret die Probabilität auf, und ist Gewißheit da.

Widerlegung.

Es ist falsch, daß eine Sache keine Gewißheit über die Probabilität haben könne, wenn es keine metaphisische Evidenz hat. Die größte Evidenz, die es in der That geben kann, hat die Existenz einer geoffenbarten Religion, und, daß die christliche Religion die wahren Kennzeichen der göttlichen Offenbarung mit sich führe, und zwar aus allen, die sich christlich nennen, nur diejenige, welche die Welt katholisch nennet. Wer da nicht mehr als zweifelhafte und probable Behauptungen erkennet, der kann den Glauben, daß einmal Karl der Große lebte, Eroberungen machte, u. s. w. auch für nichts gewisses halten. Dennoch glaubet es die ganze Welt so zuversichtlich, daß man den aller Vernunft verlustig erklären würde, der daran im geringsten zweifeln könnte; wiewohlen eine Existenz auf keiner metaphysischen, sondern nur moralischen Evidenz beruhet.

Die Vernunft wird als Schiedsrichterinn aufgerufen über die Wahl einer Religion.

Nach dieser Erörterung bringe ich eine Frage

ge zur Entscheidung vor den Richterstuhl der Vernunft; weilen doch die starken Geister alles auf ihrer Wage würdigen wollen. Wenn gleich die Philosophen ihre Meynung für erwiesen halten, daß jedem Menschen zu glauben frey stehe, was ihm gut dünket, sind sie doch dabey aufrichtig genug, zu erkennen, daß die Lehre von der Nothwendigkeit der christlichen Religion zur Seligkeit darum nicht so ganz für falsch erkläret werden könne. Wenn man dann eine aus diesen beeden Meynungen wählen muß, was befiehlt in dem Falle die reine Vernunft? — Sie muß nothwendig für diejenige stimmen, welche am wenigsten schädlich und gefährlich seyn kann. Dieß ist nun gerade diejenige, welche für die Nothwendigkeit der christlichen Religion steht, wenn sie auch wirklich nicht die wahre seyn sollte. In diesem Leben ist sie unschädlich. Das läugnet kein Philosoph, kein freyer, starker Geist, daß nicht der Christ die Pflichten eines guten Bürgers erfüllen kann, zumalen da ihm die Religion die strengste Beobachtung alles Guten, Rechten, und Ehrbaren aufleget. Nach diesem Leben kann sie eben so wenig nachtheilig werden, es mag darauf ein anders Leben anfangen, oder nicht. Höret mit dem Tode alles auf, dann bleibt dem guten Christen wenigstens bey der Welt das gute gesegnete Andenken eines rechtschaffenen Mannes. Fängt aber ein anders Leben darauf an, so lassen ihn die Philosophen selbst mit allen gemeinschaftlichen Genuß daran nehmen. Mithin wiederum nichts verlohren. Gesetzt aber! was sie selber nicht für unmöglich halten, die Philosophen betrögen sich in ihrer Meynung, zu der sie sich dermalen bekennen, wären sie dann nicht die Unglücklichsten aus allen, die man sich als unglücklich vorstellen kann; indem nach dem Tode die

größten, unaussprechlichen Uebel über sie hereinfallen, und niemals — niemals aufhören werden.

In Sachen, welche unsere Gesundheit, Glück und zeitlichen Wohlstand betreffen, gehen wir immer den sichern Weg. Ein Arzt mag sein neues Mittel in einer gefährlichen Krankheit mit allen Gründen der Gelehrsamkeit, Vernunft, und Kunst erheben, wenn die geringste Gefahr übrig bleibt, daß der Kranke dabey umkommen möchte, so bleibt der Kluge bey dem sichern, bewährten Mittel, welches nicht fehlschlagen kann.

Ist es nun vernünftig, wenn man diese Vorsicht nicht anwendet, bey einer Gefahr, welche ewige Uebel nach sich zieht?

Da ist meine Glaubensbekenntniß, die äusserst orthodox aussieht. Ich wünsche, daß mir gezeiget werde, wo sie sich gegen die Vernunft verstossen haben sollte, oder warum die Begriffe unrichtig seyn, die ich mir von der Religion mache.

Zauners Kordon.

Unlängst schickte ein gewisser Zauner über Aufklärung eine übelgerathene Kadotage in die Welt. Er frohlocket unter andern über die Aufhebung der Jesuiten; denn diese haben einen Kordon um die protestantischen Gotteslehrer gezogen, und erst, nachdem durch Aufhebung der Gesellschaft dieser Kordon aufgelöset wurde, habe sich die Aufklärung bis zu den katholischen Schulen durchdringen können. Der Lichtanzünder Zauner mag von den Schriftstellern in der Gottesgelehrtheit blutwenig gesehen haben, sonst müßte er es wissen, daß selbst die Protestanten ihre Theologie unsern gelehrten Katholiken nachgeschrieben haben. Ich bin

bin kein Gelehrter, mache auf keine Wissenschaft Anspruch, ausser, daß ich sie innigst schätze, bin von keiner Schulparthey, verehre das Wahre und Gute bey den Protestanten, Quackern und Muselmännern in gleichem Grade. Ich bin noch bey dem jesuitischen Korpus (wovon wir vielleicht ohne Zauners Zeichnung nichts wüßten) zu den protestantischen Gottesgelehrten unaufgehalten hinübergegangen, habe mir ihre besten Schriftsteller zum Gebrauche angeschaffet, ihre grössern Werke anderwärts zu Rathe gezogen, und bemerkte nur als ein Lay in der Gottesgelehrsamkeit, der sich keineswegs zur Prüfung allen Universitäten anbiethen dürfte, daß nichts bey den Protestanten zu finden, was nicht bey unsern Gelehrten eben so gut, so gründlich anzutreffen wäre. Das allein läßt sich nicht läugnen.

Art, sich nach der Mode aufzuklären.

Daß ihr Vortrag erhaben, hinreissend, verführerisch, den unsrigen an Pracht weit überlegen ist. Verräth das nicht etwa den gewaltigen Mangel an Gründlichkeit, der bey unsern Aufklärern und Aufgeklärten eingerissen hat, daß sie sich durch das Schöne so mit fortreissen lassen, ohne sich um das Gründliche zu bekümmern? Man sollte es ziemlich glauben; indem ihre Sache allenthalben Nachbetterey ist, unter ihnen durchgängig so eine gleiche Formel eingeführt wird, und jeder, der zu seinem Dienste einen Spottgeist hat, darum sich schon für eine Lichterscheinnung am Horizonte der Wissenschaften ausgiebt.

Ein aufgeklärter Mann nach meinem Begriffe schätzet die schöne Schreibart, den ästhetischen Ausdruck, den Schwung des Schöngeistes

nach Würde; läßt sich aber dadurch nicht täuschen. Er weis, daß unter dem artigsten Kleide ein siecher, ungesunder Körper stecken kann. Die Gesundheit des Körpers beurtheilet er nicht aus dem Wohlgeruche der Parfumee, nicht aus der Farbe der Schminke; sondern aus der natürlichen Haut, und dem Athem des ungefärbten, ungesalbten Menschen. Er zieht die Gründe des Schriftstellers von allem Zierrathe rein ab, und nur aus ihrem Gewichte allein bestimmet er den Werth und Unwerth von dem, was gesagt und behauptet wird. Das thun wahrhaftig die Leute nicht, welche mit Modeaufklärung umgehen. Sie lesen über einen Gegenstand einen belletrischen Aufsatz, der sie mit allen den naiven Schönheiten entzücket, und so recht ihrem lüstern Geschmacke reitzet. Es wird nachgeäffet von einem, von mehrern, und wird zur Mode. Der an dem was auszustellen hätte, wer nicht mit witzelt, ist ein finsterer Geist. Er mag übrigens noch so gute Ursachen für seine Meynung haben. So hat Wieland mit dem Zauber seiner unerschöpflichen Beredsamkeit das ganze Deutschland bethöret, und (was ihm Gott vergeben möchte) die größte Verführung in alle Klassen von Menschen hineingebracht.

So haben unsere Sittenlehrer, Theologen, Naturrechtsausleger auf die neuern Schriften der fremden Religionspartheyen gestossen, konnten dem blühenden, angenehmen, herzlichen Vortrage nicht widerstehen. Schrieben sie ab, schrieben im Taumel der Bewunderung heterodoxe Sätze mit unter ab. Anfangs achteten sie nicht genau darauf, glaubten, es gehöre zum Ganzen des Schönen. Nach der Hand aber mußten sie es ihrer Ehre zum Dienste zu vertheidigen suchen, dazu sie dann

die

die Gründe von ihren protestantischen Helden entnahmen. Widersprechen diesen Schönschreibern einige orthodoxe Männer, so trift sichs meistens, daß dieselben zwar gründlich, aber nicht abgerundet, nicht in der feinen Sprache, nicht im Modetone schreiben. Genug zu ihrer Widerlegung! Die Aufklärung wirft die Fehler der Rechtschreibung, und der Schreibart dem schon verwöhnten Publikum in die Augen. Darüber sieht kein Mensch mehr auf die Gründlichkeit, und der Aufklärer bleibt im Besitze seiner Rechthaberey. Auf diese Weise haben sich die Sätze von dem Uebelstande der Unfehlbarkeit der Kirche, die Ausmerzung der Erbsünde u. d. m. bey den katholischen angeblichen aufgeklärten Theologen eingeschlichen; welche sich aber mit der reinen Christus Lehre nicht vereinbaren lassen. Dabey wird immer Doppelsinn, unächte Folgerung, Wortfängerey schlau und künstlich angewendet; Dogma mit Schulmeynungen vermenget, und so die Sache verwirrt, welche freylich ein richtig denkender Kopf, der der Sache auf den wahren Grund sieht, mit leichter Mühe auseinandersetzt. Z. B. Da die Schulen streiten, ob der Nachfolger Petri für sich die Gabe der Unfehlbarkeit erhalten habe, und er hierinnfalls die Kirchenversammlungen übertreffe? Da einige aus den alten Theologen behaupteten, es wäre kein Glaubenssatz: daß bey den allemeinen Kirchenversammlungen die Unfehlbarkeit sey u. s. w. Daraus ziehen die Aufklärer ohne weiters den Schluß: über die Unfehlbarkeit der Kirche ist die Lehre in der Kirche nicht einig. Eine unphilosophische Folgerung! die in den Vordersätzen bey weitem nicht enthalten ist. Daß die Kirche unfehlbar seyn müsse, wenn einmal alle Bischöfe derselben vereint mit dem zu Rom einhellig in einer Erklä-

klärung übereinstimmen in Sachen den Glauben betreffend, das ist die Lehre, die in der Kirche von Anbeginne derselben bis nun immer gleich gehalten wurde. Also die Unfehlbarkeit der Kirche ist immer gleich gelehret worden, nur Nebenfragen beschäftigten die Theologen.

Wirkung der religiösen Aufklärung.

Nach meiner Einsicht, und meinen Begriffen, wäre die lange Zeit her, seit man von Aufklärung so viel Rühmen machet, nichts geschehen, was die Begriffe von Religion erweitert und beleuchtet hätte. Vielmehr hat in dem Fache eine grosse Unwissenheit eingerissen. Daß demnach Aufklärung wenigstens was anders bedeuten muß, als ich mir unter dem Worte dem gemeinen Sinne nach vorstelle, und hier erklärt habe. Mir zeiget das Licht der gangbaren Aufklärung nichts als Kurzsichtigkeit der Aufgeklärten, und unermeßliche Bosheit der Aufklärer, die wir noch mehr kennen lernen werden.

Beschaffenheit der politischen Aufklärung.

Wie steht es mit der politischen Aufklärung? hält man dabey mehr auf gründliche Untersuchung der Sache, daß man also nunmehr von dem Zustande der politischen Verfassung richtigere Begriffe hat, und ihren Zusammenhang, Verhältnisse, mit einem Worte die Natur der Wahrheit einsieht? Was ist endlich von denen, welche sich zu politischen Aufklärern gerufen, oder ungerufen, aufgeworfen haben, an dem politischen Zustande der Welt besser gemacht worden? — Leider! wer die Sache genau betrachtet, und unbefan-

befangen davon urtheilet, muß auf diese Fragen mit Nein! und Nichts! antworten.

Wer über die beste Regierungsart mit wahrem Erfolge für das Menschenglück sich aufklären will, der unternimmt eine weitschichtige Arbeit, so weitschichtig, daß man zuverlässig behaupten darf, er werde es niemals ans Ende bringen, bevorab, wenn er sie auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen wollte. Denn dazu deucht mir es, sey vorzüglich nothwendig, die Beschaffenheit eines jeden Theils, einer jeden Provinz, noch mehr! eines jeden Theils einer Provinz genau zu kennen. Diese Kenntniß müßte sich erstrecken über den Charakter, die Erziehungsart, die eingeführte Gewohnheit zu leben bey dem Einwohner; danebens müßte man die physisch-ökonomische Lage des Ganzen, und der Theile genau prüfen, auch berechnen können, was sich in der Lage, in dem Klima, in der Beschaffenheit des Bodens, der Fruchtbarkeit, des bestehenden Verkehres der Erzeugnisse für die politische Glückseligkeit der Bewohner thun, und verbessern lasse. Man müßte mit Gewißheit bestimmen können, welche Verbesserung die Lage, und Umstände zulassen, und das nicht nur im Ganzen, sondern in Theilen Hauptsächlich ob auf die Innwohner die an sich mögliche Verbesserung auch anwendbar könne gemacht werden?

Nach allen diesen Untersuchungen müßte erst die Hauptprüfung an die bestehende Regierung kommen, auf ihren Anfang, ihre Dauer, ihre Veränderung, und was dieselben allenfalls veranlasset habe; was das Volk war vor, bey, und nach der Einführung dieser Regierungsart, wann es am glück-

glücklichsten gewesen, auf welche Art ihr Wohlstand in Verfall gerathen; und immer sind die Ursachen über alles bestimmt anzuführen. Dann könnte ein Vorschlag entworfen werden, was in den gegenwärtigen Verhältnissen für das Beste eines Landes entweders an dem eingeführten Systeme zu ändern, zu verbessern, wegzulassen wäre, oder welches statt des alten mit praktischer Klugheit einzuführen, möglich, räthlich, und nothwendig seye.

Dabey wäre über dieß wohl zu erwägen die Verschiedenheit der Stände. Es giebt in jedem Staate gewisse Erwerbungsarten, die gerade auf den gegenwärtigen Zustand desselben sich stützen, und bey jeder vorzunehmenden Veränderung eingehen müßten. In diesen Gewerben stehen meistentheils Leute, die sich auf eine andere Art nicht ernähren könnten, die über die Jahre, körperliche Beschaffenheit und Umstände weg sind, als daß sie noch sich, und ihre Familie in eine andere Erwerbung setzen könnten.

In diese Kategorie gehören sehr viele aus den Manufakturisten, bejahrte Civilbeamte, u. s. f. Auch kann nicht ausser Acht gelassen werden, daß man die Besitzungen, Rechte, und Vorzüge, die sich auf gültige Verträge gründen, nicht vergesse, zumalen, wenn diese Verträge von jeder Parthey mit Geben, oder Hindanlassen errichtet wurden.

Gegenseitige Verbindlichkeiten des Staats, und seiner Burger.

Den Staat, in was immer für einer Regierungsart er vorgestellet wird, muß man allezeit als ein Ganzes betrachten, der mit allen seinen

Theilen einen Körper ausmachet! In der Voraussetzung ist es natürlich, und nothwendig, daß jeder Theil zur Erhaltung des Ganzen bestimmet ist, und das Ganze, das heißt, alle Theile zusammen genommen, für die Erhaltung eines jeden Theiles insbesondere sorgen muß. In einem geordneten Körper kann kein Theil desselben vernachlässiget werden. Nur in verzweifelten Fällen muß man zuweilen ein Glied vermissen, welches auch dann ohne Nachtheil und Verunstaltung des Körpers geschicht.

Aus dem wird es begreiflich, daß jeder Bürger, jeder Gewerbsmann, oder wer es nur seyn mag, der in den Staat aufgenommen, und demselben ordentlich einverleibet ist, als Theil des Ganzen in seinem Gewerbe (versteht sich, daß es als ehrlich und zuläßig vom Staate einmal gutgeheissen worden) geschätzet, und erhalten werden muß, wenn es auch übrigens noch so entbehrlich scheint. Es wäre dann, daß diese Leute auf eine andere Weise entschädiget, und gleich gut ernähret würden.

Heiligkeit der Verträge.

Wollte man aber die bestehenden und gut gegründeten Verträge willkührlich umstossen, so sündigte man gegen das Verhältniß des Körpers, woran alle Theile bedacht und erhalten werden müssen; was aber das Schlimste über dieß wäre, kein Mensch im Staate, vom Regenten durch alle Mittelstände, bis zum Bauer und Besitzer einer morschen Hütte, wäre dann seiner Haabe, seines Eigenthums länger sicher. Denn der arme Mann, der bey seiner Hütte so viel Land hat, daß für seine Gaissen, von derer Milch er sich ernähret,

gerade

gerade hinlänglich Futter wächst, hat kein anders Recht auf dieß kümmerliche Eigenthum, als daß er es von seinem Vater, der Vater von dem Großvater, und so weiter bis zum Urgroßvater, erbte, welcher es um baares Geld vom Nachbar erkaufte. Der Bauer besitzet seine Gründe, und glaubet sich im Besitze sicher, und unverstoßlich, weilen er es von seinem Verwandten zum Geschenke bekam, dessen Eltern das Gut gegen ein anderes eintauschten.

Sicherheit des Eigenthums.

Der Edelmann hält sich in seinem Rittersitze für den gewissen Eigenthümer, indem er seines Vaters ungezweifelter Erbe geworden, sein Großvater aber dieß adeliche Gut als eine schuldige Belohnung von dem Fürsten erhielt, für die guten, und mächtigen Dienste, die er im Kriege zu Erhaltung des Vaterlandes geleistet hat, und so wird jeder im Staate für sein Besitzthum diesen oder jenen Ankunftstitel aufweisen, oder wenigstens, wenn die Länge der Zeit die Ankunftsweise unkennbar gemachet haben sollten, die Verjährung, oder den ununterbrochenen Besitz durch lange Jahre für sich haben. Ist es nun ein unverkennbares Unrecht, wenn man den armen Hüttenbewohner, der sich keines Verbrechens gegen den Staat schuldig machte, aus seiner Wohnung, und dem ihm kärglich beschiedenen Erbtheile einer Hufe Landes gewaltthätig stossen wollte, so kann es in keinem Betrachte weniger ungerecht seyn, wenn man dem Edelmann sein Lehengut wegnimmt. Als Erbe muß er seinem Vater so gut im Besitze eines großen Gutes nachfolgen, als der Bauerssohn das kleine väterliche Innhaben erbet, und unstreitig bekömmt.

Auch Staatsgüter können giltig veräussert werden.

Das machet hierinnfalls keinen Unterschied, daß des Edelmanns Herrschaft vielleicht einmal dem Staate zugehörte, der Staat kann ja hier, und dort etwas von seinem Eigenthume veräussern, wenn er sich dadurch einen großen Nutzen schaffet: z. B. ein Vorwerk, oder wie man es in andern Ländern heißt, ein Landgut bringt dem Staate, wenn er es auf seine Rechnung bestellet, jährlich 1000 fl. ein. Ein Partikulier will dieß Landgut an sich kaufen, und biethet dafür ein Kapital, welches an jährlichen Zinsen 2000 fl. abwirft; wer zweifelt im vorliegendem Falle, ob dieser Kauf giltig kann gesprochen werden?

Nun ist es ganz ein Ding, ob der Staat ein Stück seines zurücke gelassenen Eigenthumes nützlich verkaufet, oder vertauschet, oder an Zahlungsstatt hingiebt. Der Staat hat es nützlich veräussert, und die Veräusserung kann ohne Treue und Glauben zu brechen, und woferne keine anderweitige rechtliche Ursache eintritt, nicht zurückgenommen werden; sondern der Besitzer muß vielmehr in dem freyen Genusse seines an sich gebrachten Eigenthums von Staats wegen geschützet werden.

Vom rechtskräftigen Besitze der Lehengüter.

Es verriethe den äussersten Mangel an Einsicht, wenn man bey den Lehen eine Ausnahme machen wollte; indem nun ein träger, feiger, wollüstiger Enkel auf das Lehengut seines tapfern Großvaters kein Recht haben kann, das der Staat eigentlich zur Belohnung patriotischer Arbeiten, und Heldenthaten bestimmet hat.

Es kommt da auf die einzige Frage an: ob den tapfern Großvater der Staat mit dem Lehengut so belohnet hat, daß er ihm dasselbe als ein beständiges Eigenthum übergab? In dem Falle wird nichts mehr bey dem Enkel erfordert, um sich mit Rechte in dem Besitze des Lehens zu erhalten, als daß er des Großvaters rechtlicher Erbe ist nach den konstitutionellen Gesetzen, wie im Staate das Successionsrecht besteht: wenn er auch von allen patriotischen Tugenden seines Großvaters der wahre Gegensatz wäre; so wie der Bauer seines Vaters Hinterlassenschaft ererbt, wenn er nur sein Sohn ist, wiewohl er übrigens von allen guten Eigenschaften des Vaters keine hätte. Da bleibt kein Zweifel übrig, wenn man nur die Sache recht begreifen will.

Erläuterung durch Beyspiele.

Daß der Staat die bürgerlichen Tugenden, vielmehr die demselben geleisteten Dienste belohnen kann, und es auch zu thun schuldig ist, wer läugnet das? Daß die Art der Belohnung dem Staate freysteht, widerspricht eben Niemand. Setzen wir also, der Staat hätte einem Helden, der das Vaterland mit seinem Blute vertheidigte, zur Belohnung seiner Dienste 100000 fl. auszahlen lassen; dieser Held hinterließ einen ihm unwürdigen Sohn, und was ereignet sich leichter? Filii heroum noxæ! Kann dem Sohne Jemand das Erbrecht der hunderttausend Gulden absprechen, weilen diese der Staat zur Belohnung patriotischer Heldenthaten bestimmet hat? gewißlich nicht.

Geben wir diesem Falle eine andere Wendung und setzen: der belohnte Held hätte für die 100000 fl. ein adeliches Gut gekaufet. Kann der

feige, wollüstige Erbe von dem Besitze des vom Vater gekauften Gutes ausgeschlossen werden? Die ganze billige Welt saget: Nein! Nun der Staat dem verdienten Helden anstatt 100000 fl. ein bisher dem Staate gehöriges adeliches Gut zur Belohnung als vollkommenes Eigenthum übergeben hat, warum sollte man da den feigen Enkel nicht erben lassen? Der Enkel hat nicht nothwendig es zu verdienen. Dieß that der Großvater, und erwarb dadurch das volle Eigenthum davon, welches dann mit jeden andern Eigenthume im Staate gleiche Behandlung allenthalben haben muß.

Stellen wir uns nun ein Land vor, wo die oben angeführten Umstände zutreffen?

Anwendung der politischen Aufklärung.

Wie befördert man die politische Aufklärung? Aufklärung nach meinem anfangs erwähnten Begriffe genommen!

Ich dächte so, daß man anfänglich jedes Gewerbe bis auf den ersten Urstof sich bekannt mache, den Werth, und die mögliche Verbesserung der Erzeugnisse richtig schätze, den vortheilhaftesten Absatz derselben aufsuche, dann die erforderliche Anzahl Menschen dazu zu bestimmen wisse, ihre Lebensbedürfnisse mit Zuverläßlichkeit berechne, berechne, ob das Land die für alle Stände nothwendige Nahrungsbedürfnisse erzeuge, oder dahin gebracht werden könne, daß die fremde Zufuhr entbehrlich werde. Im Gegentheile, wie, und woher der Abgang zu beziehen, daß das Land dabey durch einen nützlichen Verkehr, oder eine andere Spekulation am wenigsten verlöre.

Machen etwa die Staatsbedürfnisse es nothwendig, die Staatseinkünfte zu erhöhen, so kann

es bey so einer Einsicht mit der geringsten Ungleichheit, die möglich ist, geschehen. Ich weiß es nun, daß das adeliche Gut 1000 fl. mehr erträgt, oder ertragen kann, wenn es gehörig verwaltet, und benutzet wird, als es bey seiner ersten Einlage abwarf. Der Bauer hat wegen dem grössern Absatz seiner Produkten nun eine höhere Einnahme gegen vorhin pr 100| fl. Das Gewerb bezieht dermalen, wenn es nicht nachlässig betrieben wird, einen Gewinnst mehr pr 150 fl. Es versteht sich, daß Einnahme, und Ausgabe ordentlich abgezogen sind. Wer dieß alles gründlich erforschen und wissen könnte, würde dann die Erhöhung des Erträgnisses jeder Kategorie der Landesinnwoher, oder Staatsbürger in die Erhöhung des Staatsbedürfnisses verhältnismässig eintheilen, und so müßte die möglichste Gleichheit des Beytrages entstehen.

Aber diese Aufklärung ist kein klein Stück Arbeit. Colbert selbst, bey dem, daß er die größte politische Aufklärung unter allen Politikern besessen hat, war dieser Arbeit nicht gewachsen, wiewohlen er sich einzig nur auf Frankreich einzuschränken hatte. Wie können sich die heutigen Afterphilosophen erkühnen, und behaupten: sie wollen das ganze Menschengeschlecht glückselig machen durch ihre romantische Vorstellung einer Republik, in welcher Freyheit, und Gleichheit allgemein herrschet: Sie müssen wahrhaftig glauben, alle Menschen seyn so kurzsichtig, so in Sachen unbewandt, so in der Geschichte blind, als sie es selber sind. Woher holten dann diese Leute ihre politische Wissenschaft, und durch welch Wunder gelangten sie in derselben zu der Vollkommenheit, daß ihnen alles Menschenglück zu Befehle stehe, und hingehen muß, wo es ihr selig machender Blick hinbescheidet.

Quellen, woraus die Reformatoren ihre politische Aufklärung geschöpfet haben.

Ich wähne, die Quelle zu kennen, aus der sie schöpften; nur bin ich zu dumm, oder unglücklich, daß für mich nicht ein Tropfen realisirtes Menschenglück darinnen sich zeiget. Ich sehe schöne Worte, magische Vorstellungen, aber gar nichts wirkliches.

Voltaire, und Rousseau.

Voltaire mit seinem schöpferischen Talente zog die Bewunderung der halben Welt auf sich. Der Schimmer seines Rufes blendete gerade am heftigsten, als in Genf ein Talent von anderer Art sich entwickelte, Hans Jakob Rousseau. Diesem stand eine mannbare hinreissende Beredsamkeit zum Dienste, wodurch er die Kinder seiner besondern Einbildungskraft mit Glücke in die Welt einzuführen wußte. Er sah es mit neidischem Mißvergnügen, daß Voltaire wegen seinem leichtfertigen, spielenden Witze in der Welt so grosses Aufsehen machte, und dachte, ihm einen Streich zu versetzen. Dazu bekam er Gelegenheit, als die Akademie zu Dijon die Preißfrage aufwarf über den Nutzen der Wissenschaften. Rousseau beantwortet die Frage in der bekannten Abhandlung: worinnen er den ersten Zustand der Menschen in ihrer Wildheit für den glücklichen erklärt, und den Verfall der menschlichen Glückseligkeit auf die Einführung der Gesellschaften, des Eigenthumes, der Verfeinerung des menschlichen Verstandes, auf die Wissenschaften leget. Durch diese paradoxe Behauptung erweckte er inn- und ausser Frankreich eine gewaltige Sensation, und für sich die erwünschte Aufmerksamkeit, die durch die Zahl, und das Ansehen der Gelehrten,

ten, die seine Meynung widerlegten, noch grösser wurde.

Verbreitung ihrer Grundsätze.

Voltaire war zu fein, als daß er den Streich nicht hätte empfinden sollen. Er verwahrte sich dagegen mit scheinbarer Verachtung; wandte aber unterdessen all sein Vermögen an, um den gefährlichen Nebenbuhler seines schöngeisterischen Ansehens zu unterdrücken, welches ihm um so leichter gelingen mußte, da er alles gemächlich für den süssen Genuß der Freuden anlegte, da er seine Schüler durch die angenehmste Grazien auf Wollust weckenden Rosenbetten zur Befriedigung der Begierde einschlummerte; Rousseau hingegen mit seinem äusserlichen Ernste, und zum Scheine stoischen Sitten *) die verwöhnten Freudenkinder verscheuchte.

Ueberdieß hatte Voltaire sich einen ungeheuren Anhang aus allen Menschenklassen gemacht, und von vielen Großen Gunst, und Unterstützung errungen. Alles vereinigte sich den traurigen Gegenfüßler Rousseau hindanzuhalten, besonders da sein Witz nicht so zum gefälligen Scherze, zum Spielen und Glänzen gemacht war.

Dieß brachte die schwarze Galle des Hans Jakobs vollends in Bewegung, erbitterte dessen von Natur schon murrische Laune, und machte ihn mit Menschen, und Regierung unzufrieden, zumalen

*) Anmerkung. In der That war Rousseau nach seinem eigenen Geständnisse der Tugend nicht strenge getreu. Er begieng Bubenstücke, wie es bey einem Menschen ohne Religion leicht geschicht.

len als ihn die Obrigkeiten verschiedenemale vom Orte wegwiesen. Er verfaßte die Abhandlungen von der Ungleichheit der Menschen, und wie dieselbe entstanden, und von dem gesellschaftlichen Vertrag.

Die Sache wurde schon dazumal von einigen tiefdenkenden Männern in den Folgen gefährlich angesehen, meistentheils aber nur darüber, als über die Geburt eines erhitzten Verstandes im mürrischen Anfalle der traurigen Schwärmerey erzeuget, gelacht.

Allein, wie hienieden alles der Veränderung unterliegt, so haben auch die Geistesprodukten ihre abwechslenden Moden. Es wurde allmählich der geschmeidige, witzige Ausdruck ausgebreitet und gemein, darum hörte er auf der Beliebte zu seyn; man zog die befremdenden Gedanken des Misantropen Rousseau hervor. Ein gelehrter Stutzer, der es seiner Gewohnheit nach, ohne was dabey zu denken, las, sagte mit der bedeutenden Mine: Rousseau ist ein wahrer Philosoph: ein Zweyter nannte ihn einen gründlichen Philosophen; der Dritte trieb das Lob auf das Höchste, und Rousseaus Philosophie ward zur herrschenden Mode eingeweihet.

Ich selbst kenne eine Menge Modeaufklärer, die unaufhörlich den Rousseau im Munde kauen, aber in ihrem Leben nie gesehen, noch weniger gelesen haben. Das ist die besondere Thorheit der Moden, daß man sie nachäffet, ohne dafür eine Ursache angeben zu können. Diese Verirrung des menschlichen Verstandes sieht man nun an dem, daß man das allein aufgeklärt heißt, was Rousseau saget, und seine Schriften für die wahre Sonne der Aufklärung herumträgt. So lange tapten

ten die Menschen in der Finsterniß herum, verkennten ihre ursprüngliche Rechte, sahen nicht, daß alle Menschen ursprünglich gleich, und frey sind; zogen willig an dem Joche der Unterthänigkeit, das ihnen der Despot unter dem Namen König, Fürst, Herrschaft auf den Nacken band; giengen willig hin sich todtschiessen zu lassen, um die Herrschaft ihres Tyrannen, und damit ihre eigene Sklaverey zu befestigen; wußten nicht, daß ihr anmaßlicher Landesfürst nicht mehr, nichts weniger, als jeder aus dem niedrigsten Pöbel ist, daß sie von Natur freye Menschen sind, denen der König zu befehlen so wenig Recht hat, als er ihnen zu gehorchen schuldig ist.

Rousseau ist der zweyte Schöpfer der Menschheit, der derselben durch seine freymüthige Philosophie das Licht anzündete, die göttliche Aufklärung, welche sie allmählig wiederum in ihre eigentliche Natur, in die ursprünglichen Rechte zurücke führte. Bey der Aufklärung fühlt sich der Mensch erst, was er ist, frey, und unabhängig, und daß er mit jedem andern Menschen auf alles in der Welt gleiches Recht hat.

So reden die Aufgeklärten unserer Zeit, und ziehen ganz aus dem Geplauder Folgerungen ab, die ihrem Freysinne behagen, und ihren Umständen angemessen sind.

Worinn die ursprüngliche Rechte der Menschen eigentlich bestehen, das hat noch keiner dargethan; denn was bisher darüber deröſonirt wurde, hat nichts bewiesen, sondern nur etwas vorausgesetzet, und als gewiß angenommen; die Einwendungen dagegen für dumme Einfälle finsterer Köpfe ausgepfiffen.

Ich wünschte, daß sich von der Wahrheit dessen, was ich da sage, sehr viele selbst überzeugen möchten. Es brauchet nicht mehr dazu, als die Schriften von den Rechten der Menschheit ruhig, und ohne Befangenheit zu lesen. Selbst der Patriarch von der Sekte führet keinen Beweiß, sondern brauchet den immer gangbaren Vortheil, dreist seine Paradoxen zu behaupten, und mit rednerischer Kunst die Sache auf eine Seite zu wenden, die gerade ein solches Licht von sich giebt, und so sucht er die unkundigen und ungeübtern Wahrheitsforscher, welche immer die größte Anzahl machen, zu täuschen.

Ich las den wunderlichen Genfer Rousseau*) oft, und gerade diesen Augenblick bin ich mit abermaligem Durchlesen desselben fertig. Dabey widerfährt mir es immer gleich, daß ich von dem Zauber seiner Ueberredungskunst hingerissen werde, ohne je den geringsten Stoff für die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Hypothesen zu finden. Das Gerippe seiner Abhandlung ist folgendes:

Rousseau's Grundsätze von dem ersten Zustand des Menschen.

Im Anfange irrte der Mensch einzeln auf Erden, und suchte sich nach dem Triebe des Bedürfnisses der Natur seine Nahrung, saget er, sein Körper war gleich den andern Thieren zu allem Ungemache der abwechslenden Witterung, Hitze und Kälte abgehärtet, für seine Erhaltung zur möglichsten Stärke und Geschwindigkeit gewöhnet; fremd

*) Anmerkung. Der muß mit dem rechtschaffenen Pariser Joh. Bapt. Rousseau nicht verwechselt werden.

fremd war ihm jedes feinere Gefühl, dafür hatte er aber nun so viel Bedürfnisse weniger. Er traf ungefähr ein Weibchen, das brauchte er zur Befriedigung des Naturtriebes, ohne dabey von dem Gefühle der Liebe was zu empfinden, oder um dieß Weibchen sich noch einmal umzusehen.

Das Weib empfand eben so wenig für den einmal genossenen Mann, und für das Kind nichts, sondern ließ dasselbe, sobald es sich nur nähren konnte, völlig ausser Acht. Das war also, saget Rousseau, der erste Zustand des Menschen, indem er von dem Thiere, die Gestalt ausgenommen, wenig sich unterschieden hat. Und in diesem Zustande, behauptet er, sey der Mensch am glücklichsten gewesen. Er hatte in demselben die wenigsten Bedürfnisse, und war im vollen Genusse seiner ursprünglichen Rechte, nemlich im vollem Genusse der Gleichheit und der Freyheit, indem jeder auf jedes Ding, was sich auf Erden vorfand, gleiches Recht hatte, und jeder so ganz das thun konnte, was ihm immer gelüstete.

Je länger der Mensch lebte, je mehr er Erfahrung machte, und aus der Erfahrung sich bestimmte Folgen abzog, seinen Verstand verfeinerte, desto mehr entfernte er sich von seiner Glückseligkeit, bevorab als er anfieng sich zusammen zu gesellen, und an der Gesellschaft Behagen fand, denn nur um mehrern, den nöthigen Unterhalt und Sicherheit zu verschaffen, vervielfachte sich schon das Bedürfniß, verminderte die Gleichheit, weilen sie, um sich gegen fremde Anfälle zu wehren, einen aus ihnen hervor zu ziehen gezwungen waren, dem sie über ihre Sicherheit zu wachen auftrugen, und auf eine gewisse Art unterthänig seyn mußten.

Die Freyheit litt dabey, da es auf diese Art nothwendig wurde, nicht mehr so frey das zu thun, was jeder für sich gewollt hätte; es mußte allmählig auf das Bedacht genommen werden, was die ganze Gesellschaft gut fand. Eine sichtbare Einschränkung der ursprünglichen Rechte! Am meisten ward die Glückseligkeit des Menschen erschüttert, als es einmal einem einfiel, kräftig zu sagen: Das ist mein! und den, der sich ferners anmassen wollte, sein gleiches Recht, was ihm der Zustand der Natur verlieh, darauf zu behaupten, mit seinen stärkern Sehnen überzeugte, daß sein Recht verloren sey.

Nachdem sich nun der Genferbürger Hans Jacob mit der Untersuchung quälet, und es vollends für unbegreiflich erkläret: wie die Sprache des Menschen erfunden worden, zumalen, wie sie zu der Vollkommenheit hat gedeihen können, kommt er endlich auf das Bedürfniß der Gesellschaft nach Gesetzen zu leben, und eine Gewalt zu errichten, welche die Vollziehung der Gesetze handhaben mußte.

Da lenket er ein, wohin es die heutigen Afterpolitiker wünschen, nämlich, daß die Gesetzgebung immer ein ursprüngliches Recht der Menschen, aus denen die Gesellschaft besteht, seyn und bleiben müsse, so wie es denselben zu bestimmen zusteht, wer die Vollziehung der Gesetze, und wie er es ausüben soll.

Gleichwie es nun dem, welchem die vollziehende Macht übertragen ist, willkührlich bleibt, diese Gewalt abzulegen, wann es ihm beliebet, so kann man den Bürgern der Gesellschaft die nämliche Freyheit, nach ihrem Gutfinden die Gesetze

 und

und Vollziehung derselben zu ändern, und also nach Belieben die Regierung umzuwerfen, um so weniger absprechen, da sie alles bezahlen, und unterhalten, was die vollziehende Macht erfordert, und sogar die Fehler der Regierung büssen müssen.

Das ist ein getreuer Auszug, der heilige Grundtext, den der schwärmerische Geist Rousseaus selbst geschrieben hat, aus dem die heutigen Philosophen ihr politisches, oder kosmopolitisches System geschaffen haben, und befestigen.

Widerlegung derselben.

Sage mir da ein vernünftiger Mensch, ob bey alle dem nur eine Spur eines gründlichen Beweises kann entdeckt werden? Die wilden Menschen sind die glücklichsten, weilen sie wenig Bedürfnisse haben, und sich einander alle gleich sind. Ueberlassen wir den Ausspruch der Leidenschaft freyer Vernunft, ob der Mensch, der wie das Vieh in Wäldern herum irrt, beständig in der Furcht lebet, daß ihn nicht ein Tiger, ein Wolf zerreisse, der täglich vom Hunger getrieben, lange und ermüdend laufen muß, bis er in der ungepflogenen Erde eine Wurzel, ein bitteres Kraut findet, womit er kümmerlich sein Leben fristen mag, welche Noth-Nahrung er noch mit keiner Sicherheit genießt, indem ein stärkerer ihm es entreissen kann, wann er es schon verschlucken will, ob der Mensch in diesem armseligen Zustande, sage ich, glücklicher zu schätzen, als jener, welcher unter einer geordneten Regierung zwar nicht als Besitzer vieler Ländereyen, nicht mächtig, nicht reich, nicht als Herr, also in einem ungleichen Stande als Unterthan das thun muß, was ihm Gesetze und Obrigkeit befehlen, dabey aber sein Brod, welches ihm entweder sein

Gewerbe,

Gewerbe, Erbthum und Fleiß einbringt, ruhig und sicher im Schooße seiner Familie verzehrt, und sich auch in seiner unbewahrten Hütte gegen Gewalt und Unterdrückung durch die herrschende Gewalt geschützet weiß? dabey nach seinem Belieben alles zu thun befugt ist, was die Gesetze nicht für unrecht erklären.

Ich halte mich vergewissert, daß kein gesunder Menschenverstand dem rohen Zustande der Wildheit den Vorzuz einräumen wird, wenn er die Sache nicht nach dem Vortrage, sondern nach dem innern Werthe der Wahrheitsgründe betrachtet. Aber der Schöngeist Rousseaus besitzet die Kunst, die Sache so bilderisch zu zeigen, die Phantasie seiner Leser so zu bezaubern, die Aufmerksamkeit dergestalt auf eine Seite zu ziehen, daß man die andere darüber aus dem Gesichte verliert, und durch diese Täuschung unvermerkt in seine Meynung hineingezogen wird, wo er es haben will, zumalen da die meisten Menschen Kinder sind, Spielwerk lieben, und nicht ernstlich denken.

Uebrigens hält Rousseau selber seine politische Träumereyen für nichts wirkliches, sondern eitle Hypothese, und da er die Folgen, die aus seinen abstracten Hypothesen für das Menschengeschlecht äusserst betrübt werden mußten, übersieht, wenn nämlich das Volk nach jedem aufsteigenden Belieben ihre Obrigkeit verwerfen, die Gesetze verändern, und die bestehende Regierung herunter stürzen könnte, und dürfte, — bekennet er: „daß die schreckbaren „Mißhelligkeiten, die Verordnungen ohne Ende, „welche diese gefahrvolle Macht nach sich ziehen „würde, mehr als alles andere beweise, wie nothwendig es seye, daß die menschlichen Regierungen „einen festern Grund haben, als die blosse Ver-„nunft,

„nunft, wie sehr die öffentliche Ruhe erfordere, daß „sich dabey Gottes Ansehen zeige, und die höchste „Gewalt der Regierung heilig und unverletzlich zu „machen, und nur den Unterthanen das fürchterliche „Recht (funeste droit) zu nehmen, über die Re„gierung nach Willkühr zu schalten, indeme die „Religion, setzet er hinzu, den Menschen ausser „dem nichts gutes leistete, so müßten sie es „darum allein schon lieben und annehmen.

Discours sur l'origine de l'inegalité— 2 Partie P. Pourpen. am Ende.

Was er von der stufenweisen Verfeinerung der Menschen langes und breites machet, besonders über die Erfindung der Sprache, ist eitler Traum. Von Erschaffung des Menschen, und seinem ersten Zustand haben wir gewisse Nachricht, so gewiß als ein Ding in der Welt seyn mag. Die Geschichte, welche Moses geschrieben hat, deren Aechtheit nach den Grundsätzen der strengsten Kritik historisch betrachtet, nicht bezweifelt werden kann. Wenn ich nun diese Geschichte Mosis nur als menschliche annehme, so verdienet es allen Beyfall; es beruhet die Erzählung Mosis nicht auf Muthmassungen, nicht auf vorgefundene Denkmäler aus dem Alterthum, aus denen sich für diese Weise der Erschaffung etwas schliessen liesse; sondern es gründet sich auf die Augenzeugenschaft des ersten Menschen selbst, die Moses von der vierten Hand erhielt, indem Moses Vater Amra mit Levi gelebt hat, Levi 33 Jahre mit dem Isaak, Isaak aber durch 50 Jahre mit dem Sem Bekanntschaft hatte. Sem konnte 98 Jahre mit Mathusalem umgehen; und Mathusalem hat von Adam selbst, mit dem er 263 Jahre lang lebte, alles vernehmen und hören können,

wie es mit der Erschaffung und dem anfänglichen Zustande des ersten Menschen beschaffen war.

Da dann die ersten Menschen so lange Jahre ihr Leben fortsetzten, daß zwischen des Moses Vater und dem ersten Menschen nur 3 Menschen waren, so ist die Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschen dem Moses so nahe gewesen, als wenn wir wissen, was unser Großvater gesehen, und erfahren zu haben uns saget. Hätte dann Moses nicht die reine übereinstimmende Wahrheit erzählet, so hätten ihn seine Mitbrüder, denen die Erzählung eben so nahe gewesen, gewiß der Lüge halben bestrafet. Ich führe da nicht an die unfehlbaren Kennzeichen der göttlichen Offenbarung, welche die Geschichte Mosis geleitet hat, und so unfehlbar machet, wie Gott selbst seyn muß. Der richtige Gebrauch des Verstandes allein bürget für die Wahrheit.

Der erste Zustand des Menschen aus der Offenbarung.

Was saget nun diese Geschichte von des Menschen ersten Zustande? Daß der Mensch in demselben alle mögliche Vollkommenheit des Leibes und des Geistes besessen habe, indem der Allmächtige durch sein Wort einen Körper ohne Gebrechen und eine Seele mit allen Wissenschaften geschaffen hat.

Dieß zeigte sich unfehlbar aus dem, daß Adam allen Thieren und Geschöpfen, die ihm Gott vorwies, einen Namen beylegte, der ihrer Natur und Beschaffenheit angemessen war. Also Sprache, und zusammengesetzte Begriffe durften sich nicht erst entwickeln, sie sind mit dem Menschen zugleich erschaffen. Anstatt daß sich der Verstand mit der Zeit verfeinert hätte, sank er vielmehr stufenweise in Unwissenheit und Irrthum, nachdem der unselige

Unge-

Ungehorsam der ersten Menschen ihr ganzes Geschlecht zu den Unvollkommenheiten, Gebrechen, Müheseligkeiten, die wir alle nur zu wirksam in uns fühlen, verdammet hat. Könnte wohl die Vernunft mehr beschimpfet werden, als es dadurch geschieht, wenn die Philosophen durch ungewisse Muthmassungen auf den Zustand der ersten Menschen zu kommen suchen, und die Gewißheit, die wir davon haben, nicht brauchen: Dieß scheint mir um nichts klüger gehandelt, als wenn ich ein Gemählde, das in das wahre Licht gestellt ist, erst in die Finsterniß trage, um es zu untersuchen, und ohne die Augen zu brauchen, blos durch Vermuthungen die Zeichnung, das Kolorit, und die Stellung desselben mir vorstellen wollte.

Genug von dem Feinde des Gemeinsinnes, dem inconsequentem Rousseau. *) Nehmen wir vielmehr die ursprünglichen unveräusserlichen Rechte des Menschen vor die Hand, die nun so gewaltig in der Welt sich zeigen, Gleichheit und Freyheit.

Von den sogenannten ursprünglichen Rechten der Menschen: Freyheit, und Gleichheit.

Alle Menschen sind gleich aus der Schöpfung hervorgegangen, für alle Menschen ist alles übrige gleich-

---

*) Anmerkung. Wer ihn liebt und wahrhaft philosophisch lesen kann, wird sich alles leicht selber auflösen. In den Widerlegungen, die seinen Werken in der Zweybrücker Auflage einverleibet sind, wird ohnehin aller Schein vom Rechte ausgelöschet, das vielleicht noch Jemand dem trübsinnigen Weltläufer zumuthen könnte. Besonders ist zu empfehlen L'Homme morale.

gleichmässig erschaffen. Das nämliche gleiche Recht, das ein Mensch mit allen andern hat, die Sonne, ihren wohlthätigen Einfluß, und ihr belebendes Feuer zu geniessen, muß ihm auf alle übrige Dinge in der Welt zustehen, und kann ihm nur durch Gewalt und Macht entrissen werden. Unrecht ist es also, und strafbare Gewalt, wenn mich Jemand zwingt, ihm unterthänig zu seyn; Eingriff in die Menschen-Rechte, wenn sich einer unterfängt, sich zum Herrn über andere aufzuwerfen; Raub, wenn mächtige sich Ländereyen zueignen, und anstatt andere Menschen gleichen Theil daran nehmen zu lassen, dieselben anhalten, die Bearbeitung auf sich zu nehmen, ohne dafür den Genuß zu haben; das gröste Verbrechen, wenn Jemand zum Herrschen gebohren, König wird, lund Menschen und Völker zum Gehorsam führen sollte.

Hier muß ich abbrechen. — — Die töddtende Nachricht, die eben aus Paris einläuft, daß die Jakobiner Mörder-Bande, die fränkischen Schurken von Philosophen und Aufklärern, die berufene Stellvertreter des betrogenen Volkes, worunter sich der Auswurf von Menschen befindet, denen gleich zu seyn, oft noch ein Uebelthäter, der zum Galgen geführt wird, sich schämen müßte, unter Leitung der niederträchtigsten Canaille des Menschengeschlechtes, die sogar ein ruchloser Manuel verabscheute, eines Roberspierre, Herrn Gleichheit— — — Halt ein zitternde Hand! schreib nicht mehr dergleichen Schandnamen nieder, das muß der Henker thun! Du aber verwende dich nur, diese Scheusale der Erde vernichten zu helfen. Wenn ein Giftthier von Neuphilosophen von dem Glücke des XVIII Jahrhunderts seufzet, über die angenehmen Verhältnisse der Aufklärung sich Glück wünschet,

wünschet, dem soll man doch auch die starken Verhältnisse einer geballten Faust aus dem XVIII. Jahrhunderte empfinden lassen.

Aber ich rase, komme vom Besinnen; das gerechte Mitleiden mit dem besten, redlichsten, allerchristlichsten Könige bringt mich dahin. Beweinen will ich — Ludwig der 16te ist gemordet — von seinem eigenen Volke gemordet. — Nein! von Bösewichtern, von Jakobinern, von der kümmerlichen Helfte des National-Konventes ist er unschuldig, als ein Opfer der Gerechtigkeit, und wohl auch der katholischen Religion geschlachtet worden.

Heil dir, grosser König! dein Schaden ist ersetzet; der König aller Könige, dessen Bild auf Erden du warest, hat dich mit dem ewigen Reiche belohnet.

Aber, ihr Fürsten und Könige auf Erden! Euch hat der Herr der Rache das Schwerd anvertrauet! wenn ihr nicht sammt und sonders dasselbe ziehet, euren gefallenen Mitbruder zu rächen, und die schändliche Rotte der philosophischen Politiker zu vertilgen, und vor ihren schändlichen Rathschlägen die Welt zu bewahren, so verdient ihr nicht mehr es zu tragen, sondern unbewafnet müssen die Uebel würgen, die ihr auszureuten unterlasset.

Und bald, eher als ihr es nicht vermuthen solltet, würde es euch geschehen, denn die Grundsätze der französischen demokratischen Ungebundenheit sind so verbreitet, daß euch unter eurer täglichen Bedienung viele mit philosophischem Verlangen zur Gleichheit herabreissen möchten. — Mein Blut brauchet Zeit sich zu setzen, dann zur fernern Prüfung der Gleichheit.

Von

Von der Gleichheit.

Vernünftig von der Sache zu reden, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß alle Menschen gleich sind; aber dahinter stecket ein Doppelsinn, und deßwegen sind die Folgen, welche die Afterphilosophen aus dem Satze: **alle Menschen sind gleich**, abziehen, Trugschlüsse, welche in den Vordersätzen nicht enthalten sind; wenn alle Menschen sich durchgängig, und in allem Betracht sich gleich wären, so liesse sich auf alles schliessen, was nur immer aus der Gleichheit folget; da aber die Gleichheit aller Menschen nur in einigen Stücken besteht, so kann man auch mit Grunde über diese Stücke hieraus keine Folgen ziehen.

Worinn besteht dann eigentlich diese Gleichheit? Hauptsächlich in dem gleichen Ursprunge. Alle Menschen ohne Unterschied sind aus der nämlichen Hand der Schöpfung hervorgegangen, aus dem nämlichen Leimen geknettet, haben alle gleich eine Gott ähnliche Seele. Dann sind alle Menschen gleich in der Bestimmung zum übernatürlichen Ziele, und haben gleiches Recht auf alle Mittel, die uns Gott die ewige Glückseligkeit zu erreichen darbietet. Für dieses zeitliche Leben aber haben die Menschen alle bey weitem nicht gleiche Bestimmungen, folglich auch nicht das nämliche Recht. Einige sind zum herrschen, andere zu gehorchen bestimmt. Es können nicht alle gebiethen, da ohne schuldigen Gehorsam nicht einmal ein wirksames Gebot gedacht werden kann. Was würde es wirken, wenn von denen, die eine Haushaltung ausmachten, jeder befehlen, keiner aber das vollziehen wollte, was befohlen ist? Die Haushaltung müßte ohne Rettung zu Grunde gehen; sie würde eben so wenig bestehen und gedeihen können, wenn

gar keiner aus ihnen die Geschäfte ordnete, und zur Ausübung dessen, was zur Erhaltung der Haushaltung nothwendig ist, den Befehl ertheilte, sondern jeder so ungefähr für sich nach seinem Sinne und Belieben handelte. Aus dem ergiebt sich die Antwort auf das, was die Philosophen immer für die Gleichheit anführen, daß nämlich die Menschen von Natur nicht in Klassen getheilet sind, so daß einige zu gehorchen, andere zu herrschen bestimmet wären. Es ist nur so weit wahr, daß nicht gerade dieser oder jener Mensch in die Klasse der Regenten, und wiederum benanntlich der in die Klasse der Unterthanen von Natur eingetheilt ist. Es läßt sich aber nicht widersprechen, daß nicht aus dem Menschengeschlechte einige, ohne zu bestimmen, welche es sind, herrschen, und andere gehorsamen müssen, weilen ausser dem keine glückliche Regierung, oder politische Haushaltnng bestehen könnte. Die kleinste Haushaltung eines Bauers würde bald eingehen müssen, wenn in derselben keiner Knecht seyn, und dienen, sondern alle mit dem Bauer gleich befehlen, keiner die nothwendige Arbeit auf sich nehmen, aber gleichen Antheil aus den Erzeugnissen haben wollte.

Wie würde es mit dem Gewerbe eines Handwerksmanns aussehen, wenn kein Gesell das thäte, was ihm der Meister vorlegt, sondern jeder zuschnitte, anschafte, aber nichts machte, was die andern befehlen, kurz! keiner Gesell, alle gleichmässig Meister zu seyn verlangten.

Die Verschiedenheit der Menschen = Klassen zeiget sich in allen Stufen=Jahren des Menschen; das Kind geht unbehelflich in die Welt, und muß so ganz von den Eltern abhangen, und der sich nicht lange vorher unter die Lehrer und Vorge=

setzten schmiegt, wird in der Welt sein Glück nicht weit bringen.

Dieß scheint der Urheber der Natur bedacht zu haben, da er die Menschen in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten des Geistes, wie an dem körperlichen Zustande so ungleich werden läßt, daß wir daraus unsere ungleiche Bestimmung hienieden erkennen, und der Stelle mit Gewissenhaftigkeit und redlich vorstehen sollen, in die uns die Vorsehung gesetzt hat.

Es zeiget sich dieß unserm Verstande unverkennbar, indem einige Menschen von Natur so beschaffen und gemacht sind, daß sie unfehlbar verderben, wenn sie sich der Leitung eines dritten entziehen würden. Leiten, regieren, abhangen sind dann mit unserer Beschaffenheit innigst verwebet, und so muß man gestehen, daß die Verschiedenheit der Stände der Natur selbst angemessen ist.

Daß zu Anfange keine Gesellschaften, also keine ungleiche Stände waren, erweiset nichts gegen die Zulässigkeit der Ungleichheit, denn es waren keine Menschen, welche die Gesellschaft ausmachen konnten; wiewohl man auch schon bey den ersten zween Menschen sieht, daß das Weib dem Mann unterthänig seyn mußte. Sobald die Menschen sich vermehrten, und Gesellschaften gestalteten, geschah dieß mit Beobachtung verschiedener Pflichten, die aus der Verschiedenheit der Stände entsprangen. Der Familien Vater blieb Herr, und Gebieter über seine Kinder, Kindskinder, und alle die, welche sich seiner Gesellschaft einverleibten, so lange er lebte. Moses in seiner Geschichte der Menschheit giebt uns hierüber genugsame Beyspiele an die Hand, und seine Ge-

schichte, wie gesaget, muß mehr gelten, als alle die Träume der Philosophen.

Politische Träume der Philosophen über Gleichheit.

Es dienet nichts zur Wahrheit, wenn ich mir eine Republik denke, und niederschreibe, in der volles Glück lebet, und schwebet. Plato bauete eine solche in seiner philosophischen Laune. Wieland wird Stifter einer der glücklichsten Gesellschaften in seinem goldnen Spiegel. Von andern wurden glückliche Eylande, Inseln des Vergnügens u. s. f. geschaffen. In dieser Schöpfung der Phantasie herrschet Gleichheit, Freyheit, eine Regierung, welche die Bürger nur mit Ketten von duftenden Rosen an die Gesetze bindet. Ungestörte Freude, Gesundheit, Ueberfluß, erstrecken sich von einem Ende zum andern, man findet keinen unzufriedenen, keinen schwachen Kopf, keinen Friedensstörer, keinen Armen.

Deßwegen ist mir Wieland ein schöner Dichter, aber lange kein grosser Gesetzgeber und Politiker. Wenn ich mir die Laune nach meiner Phantasie bilde, ihnen die erwünschten Neigungen, Fähigkeiten, Eigenschaften nur zuschreiben darf. Wenn ich die Erde mit meiner Erfindung zur Erde schaffe, wo alle Nahrung ohne Arbeit, und Pflege reichlich hervorquillt; wenn ich alle erdenkliche Hindernisse, alle gangbaren Uebel, und sonst unvermeidliche Verderbnisse nur mit meiner Dinte wegstreichen kann, denn wird nichts mehr erfordert, als schön seine Gedanken auszudrücken, und das glücklichste Land, die seligste Gesellschaft, und die erwünschteste Regierung einzuführen; gegen der freylich der beste aus allen väterlichen Regenten noch ein Tyran, und die freyen, glücklichsten Völker, welchen die Sonne leuchtet, noch ausgezerrte Sklaven seyn müßten.

Wenn

Wenn aber diese politischen Schwärmer samt und sonders aus den Menschen, wie sie wirklich sind, mit allem ihrem guten und bösen eine so glückliche, zufriedene Gesellschaft schaffen können, wie sie es beschreiben, wenn sie bey allen den Verhältnissen des Klima, der Fruchtbarkeit, und Lage des Landes einen gleich verbreiteten Reichthum einführen, wenn sie bey der Stimmung der benachbarten Völker, wovon z. B. einige auf Eroberung verpicht, niemals ruhig sitzen, dennoch ungestörte Freude, Vergnügen und Ruhe erhalten mögen, wenn sie bey den so vielfach, und sehr ungleichen Gemüthsarten des Volkes eine Regierung, was es immer für eine seyn mag, einführen können, mit der alle zufrieden sind, da lobe ich mir dieselben als die seligsten Schutzgeister des menschlichen Geschlechtes. Da sie aber das nicht können, so übertreffen sie in ihrer Kunst meinen groben Stalljungen nicht, der eben über alles wacker schimpfet, was er nicht besser machen kann.

Ungleichheit der Stände bringt Vortheile.

Ich will da mit meinen Mitmenschen, die sich in verschiedenen Ständen befinden, eine kaltblütige Ueberlegung anstellen, und sie sollen am Ende selbst entscheiden, ob die Ungleichheit der Stände einem Lande, einem politischen Staatskörper, und einem jeden aus ihnen insbesondere mehr Nutzen als Schaden bringe.

Nehmen wir die nächste beste Regierung zum Gegenstande z. B. eine Monarchie, ohne dießmal in den Werth und Unwerth derselben hineinzugehen. In der füllet die erste Klasse der Fürst, welcher den Umständen, Bedürfnissen des Landes gemäs Gesetze machet, wodurch alle Unterthanen glücklich werden sollen. Von einem einzelnen Men-

schen ist es nicht zu fordern, noch zu vermuthen, daß seine Einsichten, noch weniger die Leibeskräften hinreichen können, selbst alles zu übersehen, zu ordnen, und auszuführen. Er muß seine Räthe, und Ministers haben, welche das Land in allen Theilen kennen, für jede Ereignisse klüglich rathen, und für das ganze thätig seyn. Diese brauchen dann wiederum ihre Subalternen, welche zusammen den Hofstaat ausmachen. Dann machet es die gegenwärtige Beschaffenheit der Welt unentbehrlich, daß alle im Lande vor Gewalt, Eingriffe sicher gestellet, und daß die Ruhe, das Gewerb von aussen nicht gestöret werde. Dazu wird der Währstand, oder der besoldete, geübte Soldatenstand erfordert.

Diese zwo Klassen Menschen müssen von dem übrigen im Lande ernähret werden. Dazu trägt bey der Mittelstand; das ist jene Menschen-Klasse, die nicht vom Gewerbe und Verdienste, sondern vom Eigenthum leben; das ihnen entweders erblich, oder durch einen gültigen Vertrag zugekommen, oder welches ihrem Amte anklebet. Das letztere ist geistlich, oder weltlich, je nachdem es einem geistlichen oder weltlichen Amte zugetheilet worden; denn noch war kein gesittetes Volk auf dem Runde der Erde, welches nicht die Diener ihrer Religion mit einem festen Unterhalte bedacht hätte. Das erbliche, und überhaupt alles übrige Eigenthum im Lande ist abermal unterthänig oder herrschaftlich, diese geniessen ihr Eigenthum nicht nur auf ihrem eigenen Boden, sondern haben das Recht, von den unterthänigen Eigenthümern gewisse bestimmte Bezüge zu erhalten, die in Geld, in Zehenden, in Getreide, Diensten, oder auch Frohnen bestehen. Die unterthänigen Eigenthümer

nähren

nähren sich aus dem, was ihnen ihr Grund und Landwirthschaft jährlich einbringt, und von den Landesfrüchten, und herrschaftlichen Giebigkeiten übrig bleibt.

Endlich kömmt der Gewerbstand, der in Manufakturen aller Art, und in der Gattung Menschen besteht, welche alles verarbeiten, was zum nothwendigen oder bequemen Unterhalte des Lebens aller Stände gehört.

Zum Staatsbedürfnisse überhaupt darf man annehmen, daß in den grossen Staaten die herrschafftlichen Güter in der Ordnung den 6ten Gulden ihres ganzen Erträgnisses, ohne die nothwendigen Kosten vorher abzuziehen, beytragen müssen; in den kleinen Staaten aber trift dieser Beytrag den 10ten, 11ten Gulden. Bey den unterthänigen Gütern machet die zur Landes-Regierung jährlich zu entrichtende Gabe ungefähr den 20ten, in kleinen Staaten den 30ten Gulden vom Brutto-Ertrage.

Die Schuldigkeit an die Herrschafften, sind bey den unterthänigen Gütern zu ungleich, als daß man auch nur beyläufig ein Mittel annehmen könnte. Der wahrscheinlichste Durchschnitt dürfte der 14te Gulden seyn; mithin wäre die ordentliche jährliche Giebigkeit eines unterthänigen Eigenthümers in den grossen Staaten, wenn sein Eigenthum 300 fl. netto einbringt, an die Landes-Regierung 15 fl, an die Herrschafft 21 fl, folglich bleiben ihm zum Unterhalt seines Hausgesindes, und für alle mögliche Bedürfnisse 264 fl, im Falle, daß nichts ausserordentliches dazwischenkömmt.

Schaffen wir nun die Monarchie ab, heben allen Unterschied der Bande und Besitzungs-Arten auf, und setzen alles in den Stand der Gleichheit:

was gewinnet dabey der 3te Stand, der Bauer, und der Gewerbsmann? denn die andern verlieren ohnehin alles: Im angeführten Beyspiele bezahlt der Bauer mit 300 fl. jährlichen Erträgnisse seines Guts 21 fl. des Jahrs weniger als vorher; denn er giebt ferner keinen Dienst, keine Stift, keinen Zehenden, keine Frohnen; aber darum wird er nicht reicher; denn nachdem das herrschäfftliche Gut mit 3000 fl. Betrag, zu dem es unterthänig war, abgeschaffet ist, so entgehet dadurch den Staatsbedürfnissen ein jährlicher Zufluß von 500 fl. Diese Summe muß nun nothwendig von den Bauern ergänzet werden. Der Geistliche lebte vorher vom Zehenden, oder von der Herrschafft; den muß nun die Gemeinde unterhalten. Der Soldat, der vorher von den laufenden Abgaben besoldet wurde, höret auf, dafür muß der Bauer selbst zu Felde ziehen. Dadurch muß nothwendig seine Wirthschaft in's Stecken kommen, oder wohl gar zu Grunde gehen. Nicht nur verliert der Acker, der Weinberg den ergiebigsten Arbeiter: Weib und Kinder werden einem zweifelhaften Schicksale zurückgelassen; was das ärgste ist, bey der Regierung, in der alles gleich seyn will, also Niemand dem andern Gehorsam zu leisten sich verbunden hält, geschieht es zu oft, daß die Abgaben nicht richtig können eingebracht werden; dann bleibt für den National-Soldaten der nöthige Unterhalt aus, und der Mann ist gezwungen sein Bedurfniß von seiner eigenen Wirthschaft zu ziehen, so lange es erklecket, und machet sich und seine Familie zu elenden armen Leuten. Was gewinnet der Eigenthümer mit den 21 fl, die er nicht zur Herrschafft bezahlt, bey so beschaffenen Umständen? muß er nicht das Zurückbleibende anderswohin, weit theurer, und viel mühesamer ersetzen?

Der

Der Gewerbstand, Manufakturist von jedem Handwerke ist noch schlimmer daran; da der Adel abgedankt wird, geschweige denn erst der Hofstaat eingeht, muß auch all das Gefolge wegbleiben, das der Adel unterhielt. Der Edelmann selbst kann seine Equipage nicht mehr halten, welche allein vorhin vielen tausend Menschen Arbeit, Verdienst und Unterhalt verschafte. Der Schneider und der Schuster machen nun viele tausend Kleider, und nochmal so viele tausend Schuhe weniger. So von allen andern Gewerben zu reden; aber bey den Manufakturen vom feinern Geschmacke ist der Entgang nicht einmal zu berechnen. Die Folge ergiebt sich von selbst, daß durch die Einführung der Gleichheit allemal in einem Staate tausend und tausend Menschen, die sich in ihrem Gewerbe und Verdienste für ihr Leben sicher hielten, nothwendig zu Grunde gehen, und in das verzweifelteste Elend gestürzet werden müssen.

Und keinen Schaden.

Was verliert der dritte Stand, wenn die Ungleichheit der Stände in der Regierung beybehalten wird? Er giebt sein ausgemessenes, weiß, was ihm bleibt, darnach richtet er seine Haushaltung ein. Seiner Herrschafft leistet er, was er vermöge Vertrags und hergebrachtes Rechtes schuldig ist; will ihm dieselbe mehr aufbürden, so hat er die Landesstellen, die ihn gegen jede willkührliche Bedrückung schützen. Sein Erträgniß ist immer im Mittelpreise, und darunter angeschlagen; will er Fleiß mit Nachdenken verbinden, so kann er sich es um einen guten Theil grösser machen, ohne daß seine Schuldigkeit sich vermehrte. Durch nichts aber gewinnt er mehr, als durch die Ungleichheit der Stände: viele Reiche, und viele vom

grossen Adel beschäftiget viele, und ziehen überdieß viele Fremde herbey; die Viktualien wie jede andere Handlungsartikel steigen nach dem Maase des Absatzes. Je mehr also Getraid verzehret wird, desto grösser wird der Preis davor: Je mehr Fleisch gegessen wird, um so viel wird es theurer. Wenn nun durch einen zahlreichen Adel im Lande, durch reiche Geistlichkeit, durch einen glänzenden Hofstaat die Verzehrung merklich zunimmt, so verkauft der Landwirth sein Getraid um ein Drittheil höher, setzet sein Kalb um so viel theurer ab, und so alles, was die Wirthschaft erzeuget. Er verliert also bey der Ungleichheit der Stände nicht nur nichts, sondern gewinnt, daß sein Gut, wenn er es vernünftig brauchet, anstatt 300 fl. gewisse 400 fl. einbringt, und daß ihm also anstatt 21 fl, die in der That gar nicht zurückblieben, mehr als 100 fl. zu Nutzen kommen.

Der Burger und Handwerksmann gewinnt noch mehr; gesetzt, bey einem Paar Schuhe gewinnt er $\frac{1}{3}$ fl; er machet jährlich 600 Paar, so hat er für sich und seine Nothdurften des Jahres 200 fl. Bey der Ungleichheit der Stände hätte er wohl noch so viel zu machen, und sein Gewinnst wäre dann 200 fl. mehr.

Gleichheit der Stände bringt keinen reellen Vortheil ein.

Und was kann wohl ausserdem die Gleichheit der Stände für den dritten Stand, für den Gewerbs- und Bauersmann vortheilhaftes haben? Der grosse von Adel verliert seinen Vorzug, er heißt künftig anstatt Graf — Fürst — Baron — glatweg Herr. Die fürstlichen, gräflichen Gnaden, Excellenzen hören auf, der Staatsmann verliert sein Wappen, sein Ordenszeichen; aber was gewinnet

winnet der Bauer und Bürger dabey? Er wird doch nicht mehr, er bleibt der alte Meister Schlosser, und Hans Bauer. Oder sollte die Schadenfreude so viel werth seyn, daß andere um das ihrige gebracht werden? Es verräth mehr, als ein Schelmenherz, wenn sich jemand darob freuen kann, daß es andern übel wird.

Aber, daß der Ahnenstolz, und die Hoheit des Pfafthumes einmal gedemüthiget werde, ist doch wohl eine Sache des werden werth! Da giebt euch ihr sinnlosen demokratischen Affen! die gesunde Vernunft den richtigen Bescheid. Der Stolz und Hochmuth ist bey dem Fürsten und Bettler ein Fehler. Aber wer hat euch berufen, alle Fehler in der Welt gut zu machen? Oder könnt ihr es gut machen, ohne noch grössere zu begehen? Ihr stürzet die Grossen von ihrer stolzen Höhe herab, und unter ihren Trümmern ersticket ihr zugleich alle vom niedern Stande, wie wir gerade gesehen haben, und noch sehen werden. Was veranlasset euch, die Stolzen zu demüthigen? — Euer eigener Stolz, der es nicht leiden will, daß andere mehr seyn sollen, als ihr nicht seyd; ein Stolz, der noch weit grösser, und weit sträflicher ist. Ihr saget, der Ahnenstolz, die Hoheit des Standes ohne eigenen Verdiensten sey nichts — ey! so machet euch nur selber verdienet um Wissenschaften und Tugend, dann habet ihr die wahre Grösse, und könnet leicht über die Eitelkeit des Mittelstandes lachen, der euch an euren Verdiensten wesentlich nicht schaden mag.

Wiewohlen ich im Vorbeygehen anmerken muß, daß ich unter den Grossen, sowohl aus altadelichen Geschlechtern, als Militär, und geistlichem Stande so viele Tugend, Herablassung, Rechtschaf-

fenheit

fenheit und so manchfaltige Verdienste gefunden habe, die ich wenigstens noch bey keinen, gar keinen Prätendenten auf Philosophie und Aufklärung antreffen konnte.

Gleichheit ist kein ursprüngliches Recht der Menschheit.

Aber die Gleichheit ist ein ursprüngliches Recht der Menschheit, dessen sich Niemand begeben darf. Ich habe schon gesagt, daß dieß eitel gesaget, und nie bewiesen wird. Die Vernunft saget mehr, sie zeiget, daß dieß eine schalkhafte Lüge der boshaften Philosophen ist; denn nach der Art, wie uns der Schöpfer in die Welt setzet, sind wir schon ungleich, und bey einer vollkommenen Gleichheit muß jede häusliche sowohl, als politische Wirthschaft zu Grunde gehen. Wenn aber die Gleichheit aller Menschen auch ein ursprüngliches Recht wäre, warum sollte es nicht durch unsern freyen Willen veräussert werden können?

Ich frage, ob der Bauer, der sein Gut redlich von dem wahren Eigenthümer durch Kauf an sich brachte, ein wahres Eigenthum daran habe, dem es Niemand entreissen darf, ohne strafbare Gewalt zu begehen? Gesteht ihr dem Bauer das Eigenthums-Recht zu, so hat es Niemand anderer, als er, und ist nicht wahr, daß alle Menschen auf alles gleiches Recht haben; wenigstens kann dieß gleiche Recht in gewissen Fällen veräussert werden, wie in dem Falle, wo man sagen muß, daß die Gesellschaft, das ist, alle, welche die Gesellschaft ausmachen, sich zum allgemeinen Besten des Rechtes begeben haben, welches sie ausserdem gemeinschaftlich auf alles hätten, und daß nun jedem Besitzer insbesondere das ausschliessende Recht zustehe, auf das, was er durch Erbschaft, Kauf, Tausch, und andere billige, und im Recht gegründeie Verträge an sich bringt.

Vom

Vom rechtlichen Besitz der geistlichen Güter.

Dieß führet gelegentlich auf die Rechtmässigkeit der Lehengüter, wider welche die philosophische Raubbegierde so viel Schreyen machet, wovon ich oben (Bog. 25. S. 4.) genugsam geredet habe. Mit den geistlichen Gütern hat es die nämliche Bewandtniß. Woher haben diese ihren Ursprung? In den alten Zeiten bey Einführung des Christenthums haben Herzoge, Grafen, zum Theile von der Pfalz, meistens aber von den Marchen den Bischöfen und Glaubens-Predigern unkultivirte Ländereyen, Waldungen, und kleine Bezirke zum Eigenthum überlassen, damit sie den erhaltenen Antheil zum Ackerbau bereiten, und dann von dem Ertrage sich ernähren sollten. Auf diese Weise sorgten die Stifter der geistlichen Güter für den Unterhalt der nothwendigen Religions-Diener, und machten die Gegenden selbst für den Staat nützlich, indem dadurch auch der physisch- und moralische Zustand des Staates gewann; denn die Geistlichen konnten nicht alle die Arbeit auf sich nehmen, die Wildnisse zu reinigen, und sie zur Waide und Feldbau tauglich zu machen. Sie haben Leute gedungen, die nach der Sitte der Zeiten dem Herrn zu folgen nicht geeignet waren, theilten den erhaltenen Bezirk in mehrere Theile, welche sie diesen Lohnleuten zum Eigenthum, oder auch nur zum einstweiligen Leben muthmaßlich übergaben. An Zahlungsstatt behielten sie sich vor, daß an das geistliche Hauptgut entweders eine gewisse Summe Getraides, oder bestimmte Arbeiten, die man Frohne nennet, entrichtet, und überdieß zum Zeichen, woher die mit Eigenthum belehnten ihre Haabe bekommen, jährlich ein ausgemachter Kanon, und bey jeder Besitzveränderung etwas gegeben werden mußte. So

sind

sind in unserm Deutschlande, wo nun geistliche Fürstenthümer sind, und andere ungeheure Strecken, die nichts als Wälder und unfruchtbare Einöden waren, zu den fruchtbarsten und glücklichsten Provinzen und Gegenden umgewandelt worden.

In den jüngern Zeiten geschahen die Stiftungen gesparsamer, die man aber findet, sind Güter, die der rechtmässige Besitzer nach seinem vollen Rechte an die Geistlichen überlassen hat, und zwar, wenn der Stifter unter einer Regierung stand, geschah diese Uebertragung allezeit mit Genehmigung der Regierung.

Aus den Grundsätzen des Eigenthums.

Das Resultat, welches der gesunde Menschenverstand aus der Entstehung der geistlichen Güter abziehet, ist nothwendig das; daß die Stiftungen das nämliche Eigenthumsrecht haben, welches ein jeder ander durch dergleichen Vermächtnisse, Schankungen und Vertragsmässige Uebertragung erworben hatte. Zugleich erhellet daraus, daß es mehr als Lüge ist, wenn die angeblichen Freunde der Menschheit sagen, daß wider das ursprüngliche Recht derselben der gemeine Mann widernatürlich gezwungen werde, für den Edelmann, und den Pfaffen wie das Lastthier zu arbeiten, ohne die Früchte der Arbeit zu geniessen; da man ihm kaum so vieles übrig lasse, daß sein abgematteter Körper kümmerlich das Leben durchbringet, und so viele Kräften erhält, daß er für sie die ausgesteckte Sklaven-Arbeit leisten kann.

Man wird zweifelhaft, ob man dergleichen empörende Behauptungen der lieben Unwissenheit, oder der gränzenlosen Ausschweifung der Philosophen und Reformatoren zuschreiben solle: Am sichersten geht

man,

man, wenn man dem leeren Kopfe und bösen Herzen zugleich die Schuld beymißt. Ich bitte mir von den ärgsten aus allen Reformatoren Bescheid auf den Fal, den ich vortrage.

Ein ganz passendes Beyspiel.

Ich überkomme mit allem Rechte ein grosses Landgut von 2000 Morgen; Nun ich nicht im Stande bin das Ganze durch mich zu bestellen, behalte ich zum eigenen Baue die gelegensten 400 Morgen, die übrige 1600 Morgen denke ich bessern Nutzens halber zu verkaufen; bin ich das zu thun befugt? Allerdings! den Werth eines jeden zu verkaufenden Morgens schätze ich auf 10 fl: Nun kaufet einer 30 Morgen, und bezahlt mir dafür 300 fl. Ist das erlaubet? — Ja! Der Andere kaufet 18 Morgen, hat aber nicht mehr im Vermögen als 60 fl. für die übrigen 120 fl. will er mir anstatt des Geldes Getraid geben: ist das auch erlaubet? — Eben so wohl! Der Dritte nimmt 40 Morgen, da er Mangel an Geld hat, machet er den Antrag, das Kapital zu verzinsen, und mir, und meinen Nachfolgern jährlich 16 fl. zu entrichten. Geht das auch an? — ganz natürlich! Ein Vierter mit 80 Morgen hat auch kein Geld, er will mir aber den Kaufpreiß dadurch gut machen, daß von seinem Antheil mir jährlich so viel an Getraid, so viel an bestimmtem Gelde gegeben werde, und weilen zu meiner Oekonomie ich immer Arbeiter bedürfte, sollte für das übrige der jeweilige Besitzer jener 80 Morgen 8 Tage im Jahre mit dem Pfluge mir zu Hilfe kommen. Geschieht auch dieses noch mit Rechte? — ganz gewiß — denn es ist Kauf und Kaufwerth an Geldes statt. Um aber mein Gut recht wirthschaftlich einzurichten, und Gesind und andern kostbaren Aufwand zu erspa-

ersparen, will ich alle zu veräusserende Morgen auf die Art verkaufen, daß mir der Käufer an Zahlungsstatt jährlich gewisse Arbeit, gewisse Naturalien u. s. f. geben, auch die Bezahlung an Geld nur jährlich in kleinen Theilen, oder bey gewissen Fällen machen müsse; und das muß auch recht seyn, denn wenn es in einem einzelnen Falle recht ist, muß es in allen bey gleicher Art und Bewandtniß recht seyn.

Das ist aber gerade der Fall mit den unterthänigen Gütern, die zu einer gewissen Herrschaft Robbatdienste an Getraide, oder Geld entrichten müssen.

Ist das Unterdrückung, wenn ich thue, was mir die ganze Welt zu Recht erkennen muß? Wenn ich mit jemanden einen beederseits freywilligen Vertrag eingehe? Kann man mit Wahrheit den einen Sklaven nennen, welcher etwas geben, etwas leisten muß, zu dem er sich selbst verbunden hat, und zwar nicht umsonst! denn dafür hat er sein Eigenthum, von dem er, und seine Familie sich nähret, zumalen da er sich dieser Schuldigkeit immer enthalten kann, wenn er sein Innhaben, welchem die Lasten ankleben, nach Belieben veräussern will. Es ist demnach unverschämte Verläumdung, zu sagen: Die Herrschaften saugen das Blut ihrer Unterthanen, und mästen sich von ihrem Schweiße. Sie beziehen nichts anders von den Unterthanen, als was im strengsten Verstande des Wortes ihr wahres Eigenthum ist.

Schädlichkeit der geistlichen Stifter.

Ihr, welchen das Ungefähr (damit ich durch die Vorsehung die Philosophie nicht beleidige) gerade dergleichen unterthänige Besitzungen beschert hat, lasset euch von den Vorspiegelungen nicht blenden,

wodurch

wodurch euch die Reformatoren die Schuldigkeiten, welche ihr euren Herrschaften dermalen zu leisten habet, als unerträgliche Bürden vorstellen, und weiß nicht was Wunder von den Erleichterungen vorschwätzen, welche eurer warten sollten, wenn diese Herrschaften nicht wären. Und auf die Wahrheit zu kommen, überzeuget euch selbst an den Orten, wo eine Menge geistlicher Stifter aufgehoben worden sind. Fraget die Unterthanen, ob sie nunmehr, nachdem ihre vorige Herrschaft nicht mehr ist, nur um einen Heller weniger zu leisten haben? sie sollen euch die Erleichterungen vorweisen, die ihnen durch die Aufhebung zugegangen.

Der Anblick, daß nun die Bürger, und der gemeine Mann an den Orten, wo ein Stift ist, aufgehoben worden, meistens verarmen, und zu Grunde gehen, wird euch gewiß auf andere Gedanken bringen.

Philosophen Neid.

Warum aber die Aufklärer dergleichen unstatthaftes Zeug reden?

Erstens, und was sie noch am meisten entschuldigen kann, kömmt es von ihrer grossen Unerfahrenheit; dann ist es die Modesprache, und die unendliche Kokarde, woraus sich ein aufgeklärtphilosophischer Reformator unterscheidet. Endlich liegt die größte Ursache in ihrem verdorbenen Herzen, das Niemanden was gönnt, sondern alles sich selbst zueignen möchte. Dieß zeiget sich in einem richtigen Beobachter unverkennbar, wenn je ein Gleichheitsapostel, der über Unterdrückung der Unterthanen mit verzehrendem Eifer prediget, selbst zum Besitze eines herrschaftlichen Gutes gelangt: und dann alles mögliche hervorsuchet, um seine

Einnahme, folglich die Giebigkeiten der Unterthanen zu vermehren, und nun so gar über die Vorfahren schmähet, daß sie hie, und da den Unterthanen zu vieles gelassen, und dabey die Einkünfte des Dominiums zu wenig bedacht haben, so daß unter diesen Leuten nun erst die Unterthanen zu Klagen bemüssiget werden, welche zu führen ihnen vormals nie Ursache gegeben wurde. Bey solchen Gelegenheiten muß man die praktische Philosophie der angeblichen Verbesserer kennen lernen; und mir scheint es die kräftigste Widerlegung der ausgebreiteten Philosophomanie zu seyn, wenn man die Menschen auf dergleichen Fälle aufmerksam machet.

Von Freyheit.

Was mir von der Gleichheit zu halten scheint, habe ich zum theil schon gesaget; und werde bald wieder davon zu reden Gelegenheit haben. Vorher muß ich noch die Freyheit erwähnen.

Wo wäre bey dem Feudalsysteme diese Freyheit, wenn der Adel mit seinen Unterthanen, und die müssige Geistlichkeit mit den weitschichtigen Pfründen, welche den dickbeleibten Priestern die zur Sklaverey hinabgezwungene Menschen reichlich zutragen müssen, in einer Regierung bestehen sollten?

Reelle Begriffe davon.

Bevor ich Antwort ertheile, müssen wir erst über die Bedeutung des Wortes übereinkommen. Freyheit im wahren philosophischen Verstande genommen ist jene Befugniß des Menschen, aus freyer Entschliessung etwas zu wollen, oder es nicht zu wollen, eine Handlung zu unternehmen in dem Augenblicke, wo er es hätte unterlassen können, so

hat der Mensch mit gesunden Beinen, und den sonst nichts verhindert, die Freyheit zu gehen, oder nicht zu gehen. Diese Freyheit erstrecket sich auf Gutes, und Böses zugleich. Der Mensch ist nicht frey, der nicht nach willkührlichem Belieben etwas thun kann, was gut ist, oder dasselbe unterlassen, oder der nicht statt des Guten zur nämlichen Zeit Böses thun kann. Die Freyheit in dem Sinne ist freylich mit der Natur des vernünftigen Menschen innigst verwebet. Ohne diese Freyheit kann der Mensch nicht gut und strafbar seyn; aber auch diese Freyheit an sich selber machet den Menschen nicht zum guten oder bösen Menschen. Das thut der gute oder üble Gebrauch davon. Wenn ich meinem Feinde in die Hände falle, daß es in seiner Willkühr liegt, mir das Leben zu nehmen, oder zu lassen, so ist er wegen dieser natürlichen Freyheit noch nicht der Mörder meines Lebens, auch der Tugendhafte nicht, der gegen seine Feinde großmüthig handelt. Darüber kann man ihn erst beurtheilen, je nachdem er sich zu einem oder dem andern wirklich entschlossen haben wird. Zu was man sich bey dem freyen Vermögen etwas zu wollen, oder zu thun, oder nicht zu wollen, und nicht zu thun, entschließt, und was man dieser Entschliessung zufolge unternimmt, heißt eine freye Handlung, deren Werth und Unwerth entweder ein vorbeigendes Gesetze, oder der Beweggrund zu meiner Entschliessung bestimmt. Die Freyheit ist zwar eine eigentliche Erforderniß für die Moralität der freyen Handlung, aber nicht die Ursache derselben. Die freye Handlung wird gut, wenn es einem Gesetze angemessen ist, oder wenn ich es aus einer guten Absicht unternehme, und wird darum strafbar, wenn es gegen ein Verbot läuft, oder wenn mich eine unrechte Bewegursache dazu vermochte.

Freyheitsbegriffe der heutigen Philosophen.

Diese Freyheit ist jene Tochter des Himmels nicht, welche die heutigen Philosophen so allgemein liebkosen, sie dienet nicht zu ihrem Behufe; sie gewähret zwar das Vermögen, nach unserm Belieben zu handeln, aber nicht zugleich die Erlaubniß, stets nach meinem Belieben handeln zu dürfen; sie setzet mich in den Stand, das thun zu können, was mir behaget, aber sie hebt die Gesetze nicht auf, welche jede meine Entschliessung etwas zu thun vorher würdigen, ob es zulässig gut, oder unerlaubt ist.

Es scheint vielmehr, daß diese herrschende Seckte unter dem Worte Freyheit eine gänzliche Ungebundenheit verstehe; nämlich, daß der Mensch durch keine Gesetze, durch keine Gewalt verhindert werden könne, nach seinen aufsteigenden Gelüsten das zu thun, zu was ihm das physische Vermögen nicht mangelt. Diese zügellose Freyheit, diese Ungebundenheit, welche nichts anders ist, als das verwüstende Recht des Stärkern, kann aber gar nicht bestehen, als nur in dem unphilosophischen Systeme allein, welches Gott selbst läugnet, und alle Gewalt zu gebieten, die natürliche, die positive, die göttliche mit der menschlichen untereinstens aufhebt.

Es wäre, was ich da sage, unbegreiflich, wenn nicht erst in allen Zeitungen, selbst in denen, welche in dem französischen Unsinne leben, und schweben, die gottlose Motion öffentlich der Welt wäre kund gemacht worden, die ein würdiges Mitglied jener Räuberbande, die sich Nationalkonvent nennet, gemachet hat: daß, da man zur „Ehre der Menschheit nunmehr die Könige als „strafbare Tyrannen abgeschaffet hätte, vorzüglich dekre-

„dekretirt werden müsse, Gott als den allerersten „Despoten aus der Wirklichkeit zu schaffen, seine „Altäre als Zeichen der Sklaverey einzureissen, „und keinen andern Altar mehr zu dulden, als „den der Nation." So einen bis nun unerhörten Greuel hatte noch keine Nation der Welt ungestrafet kund werden lassen. Der über allen Ausdruck ehrlose, und verabscheuungswürdige Nationalkonvent ließ ihn auf seinem Rednerstuhl predigen, ohne (ein und das andere unbedeutende Mitglied ausgenommen) ihn auch nur zu ahnden.

Ein anderer Schriftsteller sagte eben neulich, da er die Greuel der französischen Empörung entschuldigen wollte: In aller Welt gilt das Recht des Stärkern; die Despoten üben es, warum sollten es die Völker nicht üben dürfen? Wer sich mit den patriarchalischen Schriften der Modephilosophie eines Voltairs, Helvetius, d'Alembert, Diderot, d'Argens bekannt gemachet hat, wird es wissen, daß es immer auf diesen Grundsatz angetragen war; *) nur Zeit und Gelegenheit ware nicht günstig genug, es so deutlich und gröblich vorzutragen, das war ihrem würdigen Nachwachse, den Räubern und Mördern des sonst so schönen, gesitteten Frankreichs, den Mitgliedern der Nationalversammlung, und Konvents hauptsächlich vorbehalten.

Wer einen Gott und Schöpfer mit seinen nothwendigen Eigenschaften erkennet, wer nicht boshaft, oder nicht dumm genug ist, zu mißkennen, daß jene Stimme, welche in seinem Gewissen

H 3 saget:

*) Discours prelimin: aux trois Siecles par Mr. L'Abbé Sabatier etc.

saget: diese und jene Handlung sey von Natur so geeignet, daß es nothwendig verbothen seyn muß, eine verbindliche Kraft habe, der kann an diese Freyheit nicht glauben. Er wird ihm leicht seyn, das schöne Weib des Nachbars, nach welcher er heftig verlangte, zu seinem Willen haben zu können, und dabey das Verbot seines Gottes, das ihm das Licht der Natur verkündiget, fühlen, welches ihm das zu thun verbietet, zu was er das volle Vermögen hätte. Er wird oft in den Umständen seyn, seinen Feinden Leid und Schaden thun zu können, und dabey aus dem Lichte der Vernunft erkennen, daß er das nicht thun darf.

Schreckliche Folgen dieses Unsinnes.

In diesen Bemerkungen der Vernunft liegt der richtige Bescheid auf die obige Frage.

Die Menschen von allem Gehorsam, von der Pflicht und Schuldigkeit, Gesetze zu erkennen, und zu befolgen, losbinden: heißt die Welt in eine Mördergrube verwandeln, alle Ruhe und Sicherheit aus jeder Gesellschaft verbannen, die Menschen in den schrecklichsten Zustand versetzen, wo keiner, der heut Geld und Gut hat, sicher seyn kann, ob er morgen noch ein Obdach finden werde; der heute noch im Ueberflusse schwelget, muß fürchten, daß er morgen nicht mehr ein Stück Brod zu essen habe. Wer mit der einen Hand die Speise zum Munde führet, muß mit einem Knittel in der andern sich vertheidigen, daß ihm nicht ein Dritter es wegraubet. Wo ich meines Lebens selbst nur so lange gewiß bin, als mich meine Füsse zur schnellen Flucht, und die starken Sehnen zur Gegenwöhr nicht verlassen. Alles dieß bringt die Ungebun=

gebundenheit, und das gangbare Recht des Stärkern mit sich.

Kann man sich ein ärgers Verbrechen gegen die Menschheit denken, als so eine verheerende Freyheit einführen wollen?

Muß sich nicht das ganze Menschengeschlecht dagegen aufmachen, und um ihr größtes Unglück, den gänzlichen Untergang zu verhüten, die strafbaren Urheber dieses Freyheits-Unsinnes aus der Welt vertilgen?

Fürsten! hat es je in den Zeiten eine Ursache gegeben zur Erholung eurer Unterthanen, Abwendung ihres Verderbens und Befestigung ihrer Wohlfart einen Krieg zu führen, so war doch nie keine so dringend, als die gegenwärtige, gegen die tollen, gottlosen, zügellosen Freyheitsprediger mit vereinten Kräften zu Felde zu ziehen.

Völker und Nationen! unterstützet eure Regierungen nach all eurem Vermögen. Der Streit betrift nicht eine Beleidigung, die euren Regenten angethan worden, und er rächen möchte; nicht um Provinzen mit eurem Blute zu erringen, von denen euch kein Nutzen zufließt; es betrift euer eigenes und ganzes Glück, die Erhaltung eures Eigenthumes, eurer Nahrung, eurer Ehre und alles dessen, was ihr besitzet. Für eure Weiber, Kinder; für euer Gewissen, für euren alten Glauben, und für Gott selbst müsset ihr nun streiten; dann dieß alles will euch die höllische Rotte von Menschengesichtern, die sich Philosophen nennen, rauben.

Dieß auszuführen brauchen sie alle Verführungen, und wo diese nicht zugreifen, wenden sie Mord, Feuer, und Schwerdt hin.

Von der ursprünglich gesetzgebenden Macht.

Ich werde euch mit den Gottlosen hienach noch mehr bekannt machen. Nun muß ich wieder auf die Freyheit einlenken; die Sittlichsten aus den Vertheidigern der Freyheit gestehen zwar ein, daß um allgemeine Ruhe und Sicherheit zu erhalten, eine Regierung nothwendig seye, nämlich eine vollziehende Macht, welche die Gesetze handhaben, und in Vollzug bringen muß; aber die Errichtung der Gesetze stehe eigenthümlich und ursprünglich dem Volcke, jedem Menschen selbst zu. Die politische Freyheit bestünde nach der Voraussetzung darinn, daß kein Mensch verbunden seye, einem andern Gesetze zu huldigen, als dem, welches er selbst gegeben hat; daß die Einsetzung der vollziehenden Macht eben so von der freyen Wahl des Menschen abhange; daß diese vollziehende Macht einzig nach dem vom Volke gegebenen Gesetze handeln darf, und das nur so lange, als es dem Volke gefällt. Mithin gehorchet der Mensch niemand andern, sondern befolget nur seinen eigenen Willen, und ist auf diese Weise vollkommen frey.

Auch in einer Monarchie sind die Unterthanen frey.

Um sich recht zu verstehen, muß man vorher genau fragen: ob zur Freyheit nur das erfordert werde, daß man keinen andern Gesetzen Folge leisten darf, als welche das Volk selbst gegeben hat? — In dem Falle sind wir andere Menschen, die wir unter einer monarchischen Regierung uns wohl befinden, alle frey, wenn wir schon nach dem Ausspruche der Philosophen Sklaven sind, und zwar den Grundsätzen der Demokraten gemäß sind wir frey.

Jede Regierung ist dem, der sie führet, vom Volke übertragen, so sagen die demokratischen Philosophen; wenn aber der Regent für sich einige Gesetze aufstellet, so thut er es nur in der Macht, welche ihm das Volk übertragen hat, als Repräsentant desselben. Auch im Lande der Freyheit giebt das Volk das Gesetze mittels ihres Repräsentanten, und halten es darum für Gesetze, welche sie selbst gegeben. Ihre Grundsätze zusammen gehalten, folget, daß wir Unterthanen eines monarchischen Reiches eben so frey sind, als sie es selbst seyn mögen. Wenn wir den Gesetzen unsrer Regierung den Gehorsam nicht entziehen können, so bald es uns beliebet, so kann man darum nicht gleich sagen, daß wir keine Freyheit haben, bis zuvor entschieden ist, auf welche Weise unser Vorvolk dem Regenten die Gesetzgebung mit der vollziehenden Macht zugleich übergeben habe; auf eine bestimmte, oder unbestimmte Zeit, oder unwiderruflich, so daß er der beständige Repräsentant des Volkes seyn sollte. In beeden Fällen wird nach den demokratischen Grundsätzen der Wille des Volkes vorausgesetzet, und wir sind darum frey.

Die Gesetzgebung ist kein unveräußerliches Recht der Menschheit.

Ich weiß, daß die Demokraten sagen, die Gesetzgebung sey nicht nur ein ursprünglich, sondern auch unveräusserliches Recht der Menschheit, welches dann ein Volk für beständig, und unwiderruflich nicht veräussern kann. Ich weiß aber auch, daß sie dafür keinen Beweiß anführen können, und die Vernunft zeigt keine Ursache, warum der Mensch mit diesem Recht nicht, wie mit einem andern vollkommenen unbeschränkten Rechte, soll verfahren können.

Wenn man aber behaupten wollte, daß Niemand ein Recht, auch zur Verbindlichkeit der Nachkommen veräussern könne, so stellte man dadurch nicht nur einen falschen, sondern den gefährlichsten Grundsatz auf, der die Ruhe des ganzen Erdenrundes stöhren, und alle Ordnung umstürzen würde.

Der Mensch, dem es einfiele, mir wehe zu thun, würde sagen, und mit Urkunde darthun; sein Ur-Urvater habe mein Eigenthum dem meinigen verkauft, er habe aber das Recht zum Nachtheile seiner Nachkommen nicht veräussern können, und ich — müßte mit meiner betrogenen Frau, und dem Dutzend armen Kindern abziehen, und in der Irre wandeln. Kein Mensch wäre seines Eigenthumes, kein Stand seines Rechtes sicher; Niemand könnte sich Ruhe versprechen.

Paradoxien politischer Freyheit.

Setzet man aber die politische Freyheit darinnen, daß jeder Staatsbürger Gesetze nach seinem Bedünken zu geben Recht habe, und die vollziehende Macht zurücke nehmen, und ändern könne; so setzet man eine wahre Unmöglichkeit voraus, denn wann haben einmal in der Welt tausend Menschen vollkommen übereingestimmet? — Dafür kann kein Beweiß aufgeführt werden. Die tägliche Erfahrung bestätiget es wohl, daß nicht einmal ihrer Hundert auf eine gleiche Regierung zu bringen sind; wie sollten also erst Millionen über verschiedene Gegenstände immer gleichen Sinnes seyn: Wenn man nun annähme, daß jeder aus den Millionen für sich das Recht habe, Gesetze zu geben, was würde endlich werden? wenigstens je ein Hundert davon würden immer eine besondere Meynung äussern; als so viele Hundert Menschen wären, so viele

viele ungleiche entweders der Wesenheit, oder doch der Art, und den Umständen nach widersprechende und unausgleichbare Gesetze würden entstehen.

Das wäre dann eine Anarchie, die in ihren Folgen schreckbar, mit unübersehbaren Uebeln begleitet seyn mußte, bey der am Ende die Entscheidung der Dinge immer von der überwiegenden Stärke der Partheyen abhangen würde.

Man mag zu Gunsten des Freyheits-Systemes räsoniren, was, und wie man will, so wird dadurch das, was sinnlich auffällt und wirklich ist, nicht weggeschwätzet.

Saget man, um Uebereinstimmung zu bewirken, muß freylich nicht die Nation deliberiren, und entscheiden, sondern jede Gemeinde erwählet einige, die sie präsentiren, und in ihren Namen die Gegenstände überlegen, und entscheiden.

Wenn aber diese Präsentanten die Sache entscheiden, daß mit ihrer Meynung nicht die Hälfte der Gemeinde einverstanden, und zufrieden ist? ist nicht dann nach den Grundsätzen des Systemes die Freyheit eines jeden verletzet, und Hunderttausend wären an den Willen eines Einzigen gebunden? gesetzt auch, daß der Repräsentant die Meynung seiner ganzen Gemeinde treffen könnte, so werden doch die vielen Repräsentanten unter sich immer verschiedene Meynungen haben, und über keinen Gegenstand gleichstimmig seyn. Die Mehrheit der Stimmen muß entscheiden. Setzen wir nur den Fall, daß von 700 Repräsentanten, 355 für eine Frage wesentlich bejahend stimmen, die andern 345 aber widersetzen sich, so geht die Entscheidung nach den 5 Stimmen, welche die Mehrheit ausmachen. Wo ist hier die Freyheit der 345, welche

che alle das unveräusserliche, ursprüngliche Recht haben sollen, nach ihrem Willen Gesetze zu geben, und ihre Vollziehung zu bestimmen, nachdem sie in dem Beyspiele den 355 nachgeben, wider ihren Willen die andere Meynung als Gesetz annehmen, und befolgen müssen.

Was die Freyheitslehrer da immer für eine Wendung und Ausflucht nehmen wollten, würden sie immer die Lehre derjenigen bestätigen, welche behaupten, daß unter den Menschen die Ungleichheit der Stände wesentlich, und ein gewisser Gehorsam unumgänglich ist, und das philosophische System von Freyheit und Gleichheit immer ein albernes Geschwätze bleibe, das nie in Wirklichkeit zu setzen wäre. Der Versuch allein es realisiren zu wollen, müßte schon das Menschengeschlecht mit Schrecken und Unglücke erschüttern.

Meine Behauptung einleuchtend zu machen, brauchet es nichts anders, als das tollkühne, Unglückverbreitende Unternehmen der Philosophen in Frankreich bey der gegenwärtigen Revolution zu erwähnen.

Frankreichs Zustand vor der Revolution.

Vor der Revolution war Frankreich ein Land, ausserdem wenigstens dessen Eingebohrne nichts bessers kennen wollten, allein ich wollte mich durch Männer von dem Zustande Galliens unterrichten lassen, welche um keine Lüge zu sagen, redlich genug, zugleich auch Sachenkündig und einsichtig wären, um die eigentliche Beschaffenheit zu erforschen, und zu erkennen; zumalen insgemein die französischen Behauptungen Fides graeca heissen. Man ist betrogen, wenn man den Länder-Reisern glau-

glaubet, welche mit schnellen Postpferden von einer Stadt zur andern durch Fluren, Waldungen, Dörfer, und neben einsamen Hütten des Landmannes vorbey gerissen, über die Lage, Umstände, Glück, und Unglück des Landmannes als Augenzeugen mit gröster Zuverläßigkeit reden, und entscheiden. Ich dächte, der Vogel auf seiner Luftreise sähe noch weiter, und mehr, als diese Reisenden in ihren Wägen nicht sehen können, und müßte umständlicher berichten können, wenn nichts, als das Anschauen zu einer gegründeten Beurtheilung vonnöthen ist. Auch den philosophischen Reisenden kann nicht viele Zuverlässigkeit zugetrauet werden. Es ist nicht genug, daß ich in das Haus des Landmannes hineingehe, allenfalls mit dem Eigenthümer desselben über seine Lebensart, seinen häuslichen Zustand, seine Erträgniß mich bespreche, mich um das erkundige, was er seinem Regenten auf diese und jene Art entrichten muß; wie er in seinem Eigenthume nach seinem bessern Nutzen zu handeln gesperret, oder frey ist, welche Gaben er seiner Herrschaft, der Geistlichkeit zu machen gehalten wird, u. s. f. Es ist vielmehr unumgänglich nothwendig, lange unter diesem Volke zu wohnen, man muß ihre Lage, Verdienst, Arbeit, die Kultur, den unumgänglichen Aufwand, die Gemüthsart, die gangbaren Gewohnheiten, den Luxus, die Vorurtheile, kurz alles, was für sie gut, und nachtheilig ist, umständlich kennen, und selbst den Bauer zu machen im Stande seyn. Ueberdieß wird erfordert, daß man auch die Lage, wohin der Bauer gehört, verstehe, und die Art wissen, wie der Bauer allenthalben behandelt wird.

Ausserdem mag mir wer immer von dem Zustande des Unterthanens predigen, was er will, ich

ich glaube es ihm nicht; zumalen ich aus Erfahrung eine Menge Gegenden in verschiedenen Ländern genau in einem weit andern Verhältnisse kenne, als ich es vielfältig in Schriften von Männern gelesen habe, denen man von Rechts wegen die richtigste Kenntniß hätte zumuthen sollen, anders kenne, als es selbst die Regierung nicht einsieht.

Der Bauer hält fest und unbeweglich auf dem Grundsatz über seinen Zustand zu klagen, wenn er darüber befraget wird; wer ihm nicht auf der Stelle begreiflich seinen ganzen Zustand, Einnahme, Aufwand, Ausgaben, und was übrig bleibt, mit Richtigkeit anschaulich machen kann, der kommt nie auf das Wahre, gleichwie man seine Wohlstand oder Armuth nur durch langen Umgang erfährt.

Das ist vorzüglich gewiß, daß aus dem Aeusserlichen sich auf nichts schliessen läßt; denn meistentheils ist der Seegen des Landmannes mit auffallender Schmutzigkeit vereinbaret, und in scheinbare Dürftigkeit gekleidet. Das sind Behauptungen, die ich heute mit Beyspielen den Hunderten nach in der Wirklichkeit zeigen kann.

Ein redlicher Mann, der viele Jahre in Frankreich auf dem Lande, und in Städten lebte, und allenthalben, was er gesehen, mit den erforderlichen Behelfen unpartheyisch prüfte, bezeuget, daß er stets den Bürger, und den Bauer im ungleichen Glücksstande so gefunden habe, wie es wohl in aller Welt geschieht. In den gesegnetesten Ländern und Gegenden trift man immerhin unter den wohlhabendesten äusserst elende, bedrückte Bauern, und Gewerbleute an. Wenn man von einem irrenden Ritter aus der Philosophie nun

höret,

höret, daß der gemeine Mann (das Volk) in Frankreich dergestalt gekränket war, daß er unter dem schweren Joche, welches ihm die grausame Despotie auf den Nacken band, wie ein Todtengerippe kümmerlich sich in den Sklavenketten fortzuschleppen vermochte, so mag es für nichts mehr als den elastischen Wind gehalten werden, der den ersten Bestandtheil der neumodischen Philosophie ausmachet. In der That lebten durch das weitschichtige Reich vermenget Arme mit Reichen, und mit denen von mittelmässigem Glücke. Besonderer Fleiß, und Betriebsamkeit hat wohl aber den grösten Theil aus dem Gewerbstande über die Mittelmäßigkeit des Glückes erhoben. Genug 14 lange Jahrhunderte hat sich Frankreich in dem Zustande nimmer bey dem Range des mächtigsten, angesehensten Landes in Europa erhalten. Und Glück, Macht, und Ansehen eines Landes gründet sich doch gewißlich nur auf den Zustand des gemeinen Mannes, der Eigenthümer, und der Gewerbe, daß man also schliessen muß, der Zustand des gemeinen Mannes durch 14 Jahrhunderte habe nicht so elend seyn können, als man überhaupt lüget, und nachlüget. Was der Staat, und seine Herrschaft forderte, konnte er fortan leisten, und sich dabey mit seiner Familie ernähren, wenn der Landmann sein Eigenthum wohl bearbeitet, und der Bürger auf sein Gewerbe genugsame Kenntniß, und Industrie verwendet hat.

Schreckliche Folgen der Revolution.

Lassen wir aber den Zustand vor der Revolution, wie immer, gelten! es ist doch nur die Frage: um was er durch die Revolution besser geworden?

Von besser werden, kann mir Niemand Nachricht geben, wohl aber bezeugen alle Redlichen einmüthig, daß nunmehr das Elend auf den höchsten Grad gestiegen, und sich durchgängig verbreitet hat. Die Helfte des fruchtbaren Landes liegt wirklich ungebaut; theils, weilen die Arbeiter mit den Revolutionairs dem Rauben und Morden nachlaufen, oder unter einem gesuchten Vorwande verjaget, des Eigenthumes beraubet, oder gar aus der Welt befördert wurden. Endlich weilen so viele Tausende bey den Armeen dienen müssen, oder schon umgekommen sind. Daher sieht man bereits hinter dem Pfluge, und auf dem Felde nur Krippel, schwache Weiber, und kraftlose Greise sich nachschleppen. Diese Ansicht kann wohl von dem namenlosen Elende den Begrif erwecken, welches für die Zukunft noch so groß werden muß, da die Ernte nur kümmerlich ausfallen kann, wegen schlechter Bestellung; und diese unzulängliche Bestellung noch dazu kaum auf die Helfte des fruchtbaren Landes angewandt wird; der andere halbe Theil liegt ganz ungebauet, wodurch Millionen Lasten Getraides im künftigen Jahre ausbleiben.

Da nun dermalen schon im ganzen Reiche sich Brodmangel äussert, und das Volk in Gährung setzet, wer kann sich den Hunger, und die daraus folgenden Uebel überdenken, die fortan mit aller Schwere sich auf Frankreich niederwerfen, und dasselbe zerschmettern werden.

Der Kunst-Fleiß der Franzosen ist bekannt, wodurch sie aus allen Theilen der Welt das Geld an sich zu ziehen wußten. Die Menge der Manufakturisten aller Art, welche nun durch die Revolution größtentheils um ihr Erwerb gebracht

sind,

sind, ist unzählbar; 30000 aus dieser Menschenklasse sind nur in einer Stadt zu Lyon brodloß, und in Verzweifelung; für diese geschahen in dem Nationalkonvent öfters Motionen, aber ohne Erfolg; denn diese souveraine Gesellschaft kann nur schaden, und nicht helfen. Und eben, da ich dieses schreibe, sagen die öffentlichen Zeitungen, daß die Noth dieser zu Grund gerichteten Leute sie zu einer fürchterlichen Empörung gebracht habe. Verdienst und natürliche Erträgniß sind also weg.

Justitzmord in Frankreich.

Gerechtigkeit ist auch nicht einmal dem Scheine nach mehr zu finden. Das erste, was bey Entstehung der Revolution geschah, war, daß man die zween ersten Stände im Reiche, den Adel, und die Geistlichkeit unterdrückte. Mit welchem Rechte? Die schlechten Menschen von Philosophen, welche den dritten Stand präsentirten, fanden es ihren bösen Absichten gemäß, daß nicht mehr die Stimmen der Stände, sondern aller Deputirten nach der Mehrheit gelten sollten, um so leichter mit ihren lange vorbereiteten Grundsätzen durchzusetzen. Warum haben es die 2 Stände zugegeben? Sie hätten es freylich nicht zugegeben, wenn sie so verächtliche Seelen im Leibe gehabt hätten, wie die eingedrungenen Präsentanten des dritten Standes aus allen Provinzen, die aus Juden, Prädikanten, berüchtigten Dieben, Philosophen, und aus wahrem Eigenthume des Galgens bestanden. Daß ich nicht zu vieles sage, wird gewaltig einleuchten, wenn man nur den Mirabeau, das Idol der Nationalversammlung betrachtet; Marat, dem abermal die Plünderung mit Morde und Räubereyen in Paris dieser Tagen zur Schuld geleget wird, mit hundert andern noch schlechtern, Con-

dorcet, Rabaut, und Chabat das wilde Auskericht von Kapucinern, entlassen mir die Mühe, ihrer geziemende Meldung zu thun.

Diese und ihres gleichen unter allem Ausdrucke ehr- und gewissenlose Menschen drohten, den König zu morden, wenn er nicht in die Vereinigung der Stände willigen würde. Ihr Drohen näherte sich wirklich der Ausführung, worüber die von Ehre und Empfindung erfüllten aus dem Adel und der hohen Geistlichkeit sich freywillig ihres richtigen uralten Vorzugs begaben.

Die Verbrechen, saget man, sind gesellschaftlich, und selten bleibt eines ohne Gefährten, hier wenigstens hat diese grosse Ungerechtigkeit unzählige nach sich gezogen. Es ward in Paris der schreckvolle Aufruhr philosophisch erzwungen, bey welchem die Bastille niedergerissen, und tausend unschuldige Menschen in Paris, und zu Versailles gemordet, der König unter den grausamsten Bekränkungen nach Paris in ein dazumal noch glänzendes Gefängniß geführt worden.

Der Pöbel in allen Provinzen wurde durch falschen Lärm unter Waffen gesetzt; dann durch alle Arten Verführungen auf falsche Begriffe von Beeinträchtigten und geraubten Rechten, von Freyheit und Gleichheit erhitzet, und in der Fassung angeführet, die Schlösser und Güter ihrer alten Grund- und Lehen-Herrn, und aller die mehr waren, und besassen, anzugreifen, mit Feuer und Schwerdt zu verheeren, zu rauben endlich, was nicht verwüstet worden.

Dafür, schreyen die Philosophen, ist die gefürchtete Bastille weg, worein der Despotismus der Könige und Minister die Opfer ihrer Rache setzten, und zur Schande der Menschheit mühselig

schmach-

schmachten liessen. Bey mir machet dieß gar nicht Eindruck; denn ich halte mich einmal überzeuget, daß Gefängnisse, sie mögen noch so unmenschlich vorgestellet werden, für rechtschaffene, ganz redliche, kluge und untadelhafte Menschen kein Schrecken seyn.

Ich wünschte sehnlich, daß ein vollständiges Verzeichniß von denen, welche durch Verhaft-Briefe in die Bastille versetzet wurden, dem Publikum mitgetheilt würde. Vorläufig getraute ich, Hundert gegen Eins zu wetten, daß aus allen denen keiner so weit gerechtfertiget werden könnte, daß er sich diese Einsetzung nicht wenigstens durch strafbare Unbehutsamkeit und Muthwillen zugezogen habe. Wenn wir aber der Sache auf den Grund sehen, so ist es dermalen weit ärger. Während der Revolution sind schon vielmal Gefangene, die blos, weilen sie redlich waren, und deswegen dem Jakobiner Raubneste nicht anstanden, nach Orleans und in andere Gefängnisse geworfen, nachher ohne ihre Vertheidigung zu hören, noch weniger zu prüfen, sogar ohne Anklage, ohne ihnen auch nur ein Verbrechen vorzuwerfen, dem Pariser-Pöbel zum Preise gegeben, und von demselben mit Picken zerfleischet, wider alle Gerechtigkeit, und ohne Barmherzigkeit unmenschlich hingerichtet worden. Ich kann nicht noch einmal auf den Tod des nur zu guten Königs Ludwigs des XVI. kommen, dem selbst das Nationalkonvent nicht einmal ein Verbrechen vorzuwerfen wußte, denn, wenn er alle Klagpunkten, die gegen ihn angebracht wurden, mit Wahrheit hätte eingestehen können, so würde doch die einsichtige und Vorurtheil freye Welt erkennen müssen, daß er dadurch keines Verbrechens schuldig geworden wäre. Aber bey Leuten, die Gott verläugnen, kann keine Gerechtigkeit bestehen.

Rechtschaffenheit ist aus dem Nationalkonvent ganz vertrieben. Wenn gleich einige aus den Mitgliedern die schwärzeste aller ungerechten Verbrechen, die Verurtheilung des unschuldigen Königs im Herzen verabscheueten, und sich nur dazu bewegen liessen, weilen die Jakobiner den Pöbel dafür bezahlten, um allen Mitgliedern Mord zu drohen, die nicht für den Tod stimmen würden, so haben sie darum doch keinen Anspruch mehr auf Rechtschaffenheit, indem der kein rechtschaffener tugendhafter Mann ist, der nicht lieber sterben wollte, als ein Verbrechen begehen. Welche also auch nicht für den Tod stimmten, bleiben dennoch mit Schande, Untreue und Laster gebrandmarkt; sie hätten sich der Vollstreckung des Urtheils standhaft widersetzen sollen; indem nur 5 einzige Stimmen die Helfte der Versammlung überstieg, da doch das klare Gesetze vorhanden, welches verbietet, einen Menschen hinzurichten, wenn nicht zwey Drittheile der Stimmen dieß verordneten. Mörder sind nicht nur die Jakobiner, sondern auch der von demselben beherrschte Konvent! Sie haben dem Könige das Leben geraubet, da sie seine Appellation an die ganze Nation Frankreichs nicht zuliessen, welche offenbar für sein Leben sich verwendet haben würde, da nun bey weitem die gröste Zahl derselben den unglücklichsten aller Könige herzlich beweinet.

Wie kann man das mit der Gerechtigkeit je auf eine Art ausgleichen, daß die Nationalversammlung und Konvent den König seines Ansehens und der souverainen Macht entsetzte?

Philosophische Grillen, und grundloses Geschwätze können mit Recht, das so alt, so bestimmt hergebracht, und noch dazu von Ludwig dem XVI. so mässig gebrauchet wurde, unmöglich umstossen.

Aber

Aber die Nation wurde selbst vom Könige dazu berufen, um die Regierung zu verbessern! Es wurde berufen, um mit dem Könige gemeinschaftlich den ökonomischen Zustand des Reiches in Ueberlegung zu nehmen, und die besten Mittel vorzuschlagen, wie derselbe verbessert, und die Finanzen überhaupt auf einen gewissen Fuß und dauerhaft organisirt werden könnten. Von der Regierungsart war die Rede und der Antrag nicht; der König in der Redlichkeit seines Herzens wollte den Kummer, den ihm die Zerrüttung des Aerariums machte, seinen geliebten Unterthanen eröfnen, und ihren Rath und getreuen Beystand holen. Ist es gerecht, daß sie seine Güte mißbrauchten, um ihn mit seiner eigenen Wohlthat zu erwürgen? Glaube es nur Niemand, daß ohne einer neuen Konstitution das Reich nicht zu retten gewesen wäre.

Erstens ist das sehr unwahr gesaget, und wer es glaubet, verräth seine tiefe Unkündigkeit in der Sache: die erfahrnen und sichere Kenner des französischen Staates behaupten, und demonstriren vielmehr, daß in demselben so viele und verschiedene Mittel gelegen hätten, die einen weit grössern Verfall ausgerichtet haben würden, wenn es ehrliche Männer zu brauchen gewußt, und geschickte es hätten brauchen wollen; zumalen der König von jeher alle Bereitwilligkeit äusserte, jeder Verbesserung kräftig mitzuwirken, und dabey immer seinen eigenen Vortheil hintansetzte.

Boshafte Absichten und Raubsucht der Empörer.

Dann haben die Aufrührer bey ihrem Unternehmen nichts weniger als das Beste des Reiches bedacht, vielmehr haben sie es ganz ausgesauget, und für alle Zukunft hilflos gemachet. Die Kron-

güter, die meistens ursprüngliche Familiengüter des königlichen Hauses waren, und von demselben dem Reiche erst einverleibet wurden; nachdem es zur Regierung kam, die geistlichen Güter, die herrschaftlichen Güter, die Zehenden sind verwüstet; aber wo ist der daraus gelösete Kaufspreiß? Den haben sich ziemlich allein die philosophischen Männer zugeeignet, wie sie alles baare Geld aus dem Lande an sich gezogen, und dafür Papier in Umgang gesetzet haben. So weiß man, daß die Familie la Coste durch den Wiederverkauf der Zehenden einige Millionen sich zugeeignet habe. Montesquieu sammelte sich ebenfalls grosse Schätze, und dann lief er damit fort. Man sah durch die Revolution elende Menschen im Reichthume zunehmen, in prächtige Equipage gestecket, die vorher zur Noth sich kümmerlich bedecken konnten, und ohne der philosophischen Treulosigkeit beteln, oder verhungern hätten müssen; zu Brüssel schwelgte ein Westermann, dessen Einrichtung durch den Glanz des vielen Gold und Silbers ordentlich blendete. Dieser Westermann lag seit einem Jahrzehen fast beständig im Kerker, als ein ungeheurer gewaltiger Dieb; So bald die Philosophie zur Regierung kam, zog es diesen ihren wahren Bruder hervor, und setzte ihn an die Stelle eines Verpflegungs-Kommissärs, wo er sein Diebes-Handwerk recht thätig treiben mag. Genug! die Kron- die Kirchengüter und alle die Quellen, woraus der Staat seine Hilfe schöpfte, sind nunmehr durch die Revolution versieget. Was dann künftig zum Bedürfnisse des Staates erfordert wird, das muß alles und allein der Staatsbürger beytragen. Was folget daraus? Daß die Abgaben weit grösser als vorhin ausfallen müssen.

Aus allem leuchtet der böse Vorsatz der Philosophen hervor, die Sache zu verwirren, und aus der Verwirrung für sich Vortheil zu ziehen. Das königliche Ansehen wurde kunstmässig angegriffen, erst verdächtig gemacht, und bey dem Pöbel in Verachtung gesetzet, um es so geschwächet einstürzen zu können, und auf den Ruinen desselben ihre weit fürchterlichere Macht, die eigentlich tyrannische Despotie ist, zu gründen.

Anfälle auf die katholische Religion.

So legten sie es eben so schlau darauf an, die katholische Religion, ihre Erbfeindin, aus dem Wege zu räumen. Nachdem sie nichts unversuchet liessen, was immer zur Geringschätzung derselben beytragen könnte, glaubten sie derselben durch Entziehung ihrer Diener den Hauptstreich zu versetzen. Zu dem Ende wurde auf die Einziehung der geistlichen Güter angetragen. Dieß gieng folglich nicht so leicht, aber Leuten ohne Ehre, ohne Gewissen, wie es die Philosophen sind, ist nichts unmöglich auszuführen; wenn keine höhere Macht ihnen Schranken setzen kann, wenn nicht Gefängnisse, Schwerd und Galgen in steter Bewegung gegen sie erhalten werden. Der Janhagel des Pariser Pöbels wurde aufgeboten. Nun gieng es an ein Schreyen über alle, die sich der Einziehung der geistlichen Güter widersetzten.

Einziehung der geistlichen Güter.

Die würdigsten aus den Kirchenprälaten wurden gemordet, die übrigen beschimpfet, bedrohet, in Angst gesetzet, und so gieng die Aufhebung durch, und wurde dekretirt, daß künftig die Priester der Religion ihren Unterhalt von der Nationalversammlung erbeteln müssen. Mit dem ward auch die Bahn

eröfnet zum Hauptzwecke, zur Ausreutung der Religion selbst zu gelangen.

Priester Eyd.

Die Söhne und Zöglinge der Philosophie entwarfen nun einen Eyd, den jeder Geistlicher schwören sollte, wenn er nicht den Anspruch auf den öffentlichen Unterhalt verlieren will. Der Eyd aber war so beschaffen, daß es alle der wahrhaft katholischen Glaubenslehre Verwandten, die auch den gehörigen Unterricht haben, bekennen müssen, daß ihn Niemand ablegen kann, ohne sich dadurch von der einzigen wahren Kirche zu trennen. Was die Nationalversammlung unter Leitung der Jakobiner dabey bezielte, sieht der vernünftige Mensch leicht ein, nämlich die eifrigen Religions-Diener, die Wächter Sions zu entfernen; denn sie dachten, die rechtschaffenen, im katholischen Glauben befestigten, die dann die katholische Religion thätig unterstützen könnten, würden sich nie auf eine Weise zu dem Eyde verstehen; darum aber verlohren sie den öffentlichen Unterhalt, und die Gemeinden an ihnen eifrige Lehrer, welche zum Eyde sich erbothen, die wären ohnehin schlechte Leute, die der Religion wenig, destomehr aber ihrer Gesellschaft nützen würden. Dieß mußte auch nothwendig eintreffen. Nun haben die nicht geschwornen, und orthodoxen Priester auch ohne der National-Besoldung ihr Amt fortgesetzet, und den eifrig katholischen in der Religion gedienet. Dieß zu verhindern, wurde decretirt, daß Niemand in seinem bisherigen Kirchenamte länger bleiben könne, der nicht den sogenannten National-Eyd schwören würde, und allen Departementern wurde die Wahl neuer Bischöfe und Pfarrer aus der geschwornen Geistlichkeit als ein ursprüngliches Recht übertragen.

Absetzung

Absetzung unbeeidigter Priester und Bischöfe.

Wer nun weiß, welche Deputirte zur Nationalversammlung von den Departementen gewählt wurden, und auf welche Weise, der kann sich nun auch vorstellen, was für Karikaturen von Bischöfen und Pfarrern in dem Geiste des bösen Willens hervorkamen. Bey alle dem hätte es noch seine Noth gehabt, die der alten Religion zugethanenen Staatsbürger ihrer wahren Glaubens = Diener zu entwöhnen, wenn es nicht im Lande der Freyheit Mittel und Rath dafür gäbe. Man brauchet Gewalt und zwinget. Die Nationalgarden trieben die Leute aus dem Gottesdienste, den nichtgeschwornen Priester hielten und schleppten sie mit einem wüthenden Getöse in die Kirche der Geschwornen.

Verbannung derselben aus dem Lande.

Endlich brauchte man das zuverlässigste Mittel, jagte die Priester, welche den gottlosen Eyd verweigerten, aus dem Lande, und ermordete sie auch der Menge. Dadurch ist im Lande der öffentliche katholische Gottesdienst unterdrücket, den Römischkatholischen ist aller Glaube, ihr mächtiger Trost, die stärkende Hofnung, die Zuflucht in Widerwärtigkeiten, das beste Menschenglük entrissen.

Nationen aller Welttheile! aus dem erkennet die Lüge der Philosophen, wenn sie großthun, als ob sie das Reich der Freyheit mit Gleichheit gründen, und alle Menschen glücklich machen, und in ihre ursprünglichen Rechte zurücke einführen wollten. Der ersten, uralten im Lande durch alle Jahrhunderte gegründeten römischkatholischen Religion verwehren sie die freye Ausübung gewaltthätig: den katholischen Priestern gestatten sie

nicht das gleiche Recht mit allen andern nach ihrem Gewissen zu handeln, sondern zwingen sie, ihr Gewissen mit Gewalt zu erwürgen, oder sich selbst erwürgen zu lassen. Wer kann ein Volk aufweisen, das einmal existirt, und nicht seine Religion und seine eigenen Priester gehabt hätte; die vom Staate unterhalten wurden. Ausserdem glaubte es nicht glücklich seyn zu können. Die Nationalversammlung hörte aber den Vorschlag einer seiner Brati mit Beyfalle an, der wider den Gemeinsinn des ganzen Menschengeschlechtes streitet: „daß, wer einen Priester für seine Religion „nothwendig hält, sich ihn selbst erhalten sollte,„ hörte den Vorschlag ungeahndet an, daß man Gott abschaffen soll, und würdigte dadurch den Menschen zum Viehe herab; denn wenn kein Gott ist, mag der Mensch wohl nichts anders seyn, als eines von den bessern Thieren.

Ihr katholische Christen aber berechnet, was euch die französische Revolution verschaffen kann, aus dem, daß dem Könige als ein Klagpunkt vorgehalten wurde, daß er zu dem Bischofe von Clermont gesagt habe, „wenn er seine Macht wieder „bekommen würde, wollte er den katholischen Gottesdienst wieder herstellen.„ Nur der Vorsatz, die katholische Religion beyzubehalten, wird von den gottlosen Neufranken mit dem Tode gestrafet.

Betragen der Neufranken im Deutschlande.

Von dem Glücke, welches die Tollrasenden den Völkern mittheilen, ist dermalen der handgreifliche Beweis da, seitdem wir hören, und sehen, was sie in den Provinzen, welche sie mit ihren Räuberhorden überschwemmten, für saubere Wirthschaft führen.

Die ehrwürdigsten Denkmäler der Kunst, des Alterthums, der Gottseligkeit sind eingerissen, die Gotteshäuser durch alle Gattung Muthwillen und Schandthaten entheiliget; zu Maynz haben die Gottlosen sogar dem Bilde des Gekreuzigten eine rothe Kappe aufgesetzet, und auf seinem Altar Würste gebraten. Die Fenster wurden zerschmettert, um Bley zu Schießkugeln daraus zu giessen. Dieß thaten sie auch mit den Särgen, worinn die Verstorbenen in die Ruhe geleget worden, und aus den Leichentüchern haben sie sich Kamaschen gemacht. Selbst die Domkirche wurde des Daches beraubet, und aus dem Bley desselben, welches bisher die Gläubigen bey ihrer Gottesverehrung deckte, tödtenden Mordwerkzeug gegen dieselben zu verfertigen. Das Rauben, die Gewaltthaten, die Brandschatzungen sind unnennbar. Die sich vorhin bethören liessen, durch das schöne Gewäsche der Philosophen, seufzen nun über das Glück, welches sie ihnen zuführte, als über das unausstehlichste Elend.

Der sokratische Schuster zu Maynz.

Der Schuster zu Maynz, der mit Hofmann, Böhmer und andern ausgeartetn Deutschen Mitglied des Klubs daselbst ist, sagte neulich in der Versammlung: „Nun sind wir frey, und haben „nichts zu essen. Vorhin waren wir Sklaven, „und hatten unter dem Despotismus genug und „überflüssig zu leben.„ Er zieht daraus die gut genähete Folgerung: „daß es daher besser wäre, „Sklave zu seyn, und genugsamen Unterhalt zu „haben, als in der Freyheit verhungern.„

Schade! daß der sokratische Schuster, der die Wirkung der Freyheit so treffend gewürdiget hat, seine Philosophie nicht auch an der Freyheit

selbst zeigte, welche die Neufranken allgemein einzuführen vorgeben. Lessings Kammermädchen saget: man redet selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von derjenigen, die wir nicht haben, und das ist vollkommen richtig. Die Revolutionairs können nicht zehen Worte vorbringen, daß nicht Freyheit und Gleichheit dabey laut erschallte: Sie haben das Reich der Freyheit mit der Gleichheit eingeführet, sie haben die Menschen wieder in ihr ursprüngliches Recht, frey und gleich zu seyn zurücke geführet; Sie kommen in fremde Provinzen, um dort Freyheit und Gleichheit einzuführen, u. s. f. In der That aber kann nirgends eine grössere Sklaverey und Zwang seyn, als bey ihnen dermalen ist, wo eigentlich Niemand frey thun kann, was er will, auch nicht, was er von Rechtswegen zu thun befugt wäre, ausser er könne sich auf seine überwiegende Kräften verlassen, welche allein die Freyheit ausmachen, das ist, die Befugniß zu thun, oder zu unterlassen, was einem beliebet.

Jakobiner-Klub.

Da nun gegenwärtig die Uebermacht bey dem schönen Jakobiner-Klub steht, so kömmt es auch nur den Jakobinern gegenwärtig zu, nach ihrem Belieben alles zu thun, zu unternehmen, zu reden, zu schreiben, und zu handeln, und zwar dergestalt, daß kein Mensch bey Lebensgefahr sich es einfallen lassen darf, gegen diese Menschen etwas einzuwenden. Um sich einen Hauptbegriff von dieser Gesellschaft zu machen, darf man nur bedenken, daß Manuel und Pethion daraus verstossen wurden, weilen sie noch zu wenig Vollkommenheit in den Lastern hatten. Nun schliesse

man, was Egalité, vorhin Orleans, welcher sich jung schon selbst für den Bastarden eines Kutschers erklärte, was Marat, der Beutelschneider, Roberspierre, und der Bierbräuer Santerre, und alle die saubere Brüder samt und sonders für Ungeheuer seyn müssen. Dieser Klub, welcher seine Affiliationen in das ganze Reich ausgebreitet hat, gleichwie es das erste ist, wenn die Räuberhorden je eine Provinz oder Stadt überfallen, daß sie vor allen einen Freyheits- (Jakobiner) Klub errichten, erstrecken dadurch ihre mächtige Uebergewalt allenthalben hin, und zwingen den übrigen Theil der Menschen zu ihrem Willen, mit aller Macht, die sie in Händen haben, das ist, mit Drohen, mit Gefängnissen, Beraubung der Güter, und mit Morden.

Praktische Sittenlehre desselben.

Nur einige Thatsachen will ich zum Belege anführen. Den Erzbischof zu Paris mordeten sie, weilen er in die Herabwürdigung der katholischen Religion nicht einwilligte. Dem Zeitungsschreiber, der sich es beykommen ließ, die Geschichte des Tages nach Wahrheit zu schreiben, schlugen sie den Kopf ab. Ein Pfarrer zu Meudon predigte von den christlichen Tugenden, empfahl Ehrerbietung gegen den König, der dazumal noch im königlichen Ansehen stand, und den Augenblick schoß ein Jakobiner nach demselben auf die Kanzel hin, und als er dem ungeachtet seine Predigt fortsetzen wollte, riß ihn der Janhagel der Jakobiner-Knechte von der heiligen Stätte herab, schleppte ihn in das Gefängniß unter tausend Mißhandlungen. Am Ende sagte das Komite, bey dem er über seine Behandlung Klage führte, dieß wäre ein Ausbruch des Patriotismus.

In Belgien und noch näher in unserm Deutschlande können wir die eingeführte Freyheit täglich in ihrer wahren Gestalt betrachten, wo die Unterthanen, welche nach aller möglichen angewandten Verführung dennoch ihrem rechtmässigen Fürsten getreu bleiben wollen, endlich mit schrecklicher Gewalt zum Abfalle von dem schuldigen Gehorsam gezwungen, und mit Feuerschlünden und Bajoneten zusammen getrieben werden, um auf die widersinnige Konstitution, auf das System der Freyheit und Gleichheit zu schwören.

Nichts bessers ist es mit der Gleichheit. Es sind bey der Revolution so viele verschiedene Stände, als immer vorhin nicht waren, und jeder hat nothwendige Pflichten zu erfüllen. Der gemeine Mann wird mit Gewalt zum Rekruten ausgehoben; der Mann vom Weibe gerissen; der Arbeiter vom Pfluge, und das wider ihren Willen und ihre Neigung. Nur mit dem Unterschiede, daß vorhin der Soldat ordentlich verpfleget ward, nun aber ohne Hosen, Hemder und Schuhen fortziehen muß, von der Revolutions-Regierung fast keinen Unterhalt bekommt, sondern in die Fremde zum Plündern und Rauben geführet wird, um sein Leben mühselig durchzubringen. Der grosse Raub, der Reichthum, der von Kirchen, Pallästen gestohlen wird, bleibt doch immer ganz für die Cartouche, die Anführer der Räuber, Kustine, Dumourier, u.d.S.m.

Unlängst suchte ein Deutscher aus einem Orte, wo die französische Demokratomanie gewaltig spucket, wenigstens in Schutz genommen wird, das unläugbare Unheil der französischen Revolution dadurch zu entschuldigen, daß man sie lange vorgesehen hat. Ich begreife nicht, was das zur Entschuldigung eines Uebels beytragen sollte, wenn ich es vorsehe.

den Streich, dnn ich voraussehe, und nicht vermeiden kann, empfinde ich so schmerzlich, als wenn es mich unversehens träfe. Auf was Weise aber hat man die Revolution vorsehen können? wegen der drückenden Despotie, unter der endlich das Menschengefühl zu seiner Rettung erwachen mußte? Dieß wird wider alle Wahrheit der Geschichte gesaget; und kann nur verblindeten oder unwissenden weisgemacht werden.

Seit 14 Jahrhunderten herrschet in Frankreich die nämliche Despotie. Warum ließ sich dadurch das Gefühl der gedrückten Menschen binnen 14 Jahrhunderten zu ihrer Befreyung nicht wecken? Warum ist es gerade unter Ludwig XVI. aus dem tiefen Schlafe gekommen? Gewiß ist es, daß unter seiner Regierung die Despotie keine empfindliche Stösse dem Volke gab, vielmehr war nie ein König, seit dem es in Frankreich Könige giebt, mehr Freund seines Volkes, als er, war keiner so bekümmert, die Lasten der Franzosen zu erleichtern, keiner machte an sich selbst so viele Einschränkungen dem Volke zu Liebe, als er. Vielleicht träfe man näher zur Wahrheit, wenn man sagte, die ungewöhnlich gelinde Regierung, die zu grosse Nachgiebigkeit des besten Königes, habe den französischen Schwindelgeist zu dem gegenwärtigen Unsinn erwachen lassen, zu dem alles seit einem halben Jahrhunderte vorbereitet war.

Aus dem hat man dann die gegenwärtige Revolution mit allen ihren Wirkungen und Folgen voraussehen können, indem die sogenannte Philosophie und die sogenannte Aufklärung das grosse Ungeheuer von dem unholdesten Geiste empfangen, durch die wüthigste Furie erzeuget, lange und sorgfältig erzogen, und in allen den größten Lastern unter-

unterrichtet hat, und nur eine genugsame Nachsicht der Regenten abwartete, um dasselbe mit dem verwüstenden Greuel in die Welt öffentlich einzuführen.

Ursprüngliche Veranlassung der französischen Revolution.

So sehr es im Lande der Freyheit verboten ist, zu schreiben, und auskommen zu lassen, was wirklich geschieht, so wenig ist dennoch möglich die Wahrheit zu unterdrücken, und so angelegner sich es in unserm Deutschlande die Freunde des französischen Tollsinn es seyn lassen, alles zu verschweigen, was sie selbst nicht gut nennen können, (und das muß schon ein ungeheures Uebel seyn) und jeden Schein des Guten zu Gunsten der Revolution hervorzustreichen, sagt der Revolutions-Allmanach in diesem Jahre, so bekannt sind, dem ungeachtet die meisten grösten Thatsachen, die sich täglich mit Entsetzen der bessern Menschheit ereignen. Aber die Veranlassung der Revolution dürfte nicht auch so gemein seyn, die ich darum kurz anführen werde, weilen in allen Winkeln französelnde Thoren oder Bösewichter stecken, die den gemeinen Mann nach ihrer Dummheit oder bösen Herzen, mit falschen betrügerischen Nachrichten zu hintergehen sich angelegen seyn lassen.

Voltairs Schriften und Grundsätze.

Auf den wahren Ursprung der Sache zu kommen, muß man in die erste Helfte unsers achtzehnten Jahrhundertes zurücke gehen, wo die Schönschreiberey des Voltairs beginnte, und im Reiche der Moden die Art einführte, über jedes Ding mit gewürzter Laune zu sprechen, und je nachdem es die Umstände und der besondere Vortheil erheischet, das Urtheil zu fällen, wobey die angenehme Vorstellung immer die Stelle der Rechtsgründe vertritt.

Diese Weise zu räsoniren wurde Philosophie genannt, welche von unsern philosophischen Stutzern, so weit jener des Sokrates, Platons und wie die alten Gehirndreher sich nennen mögen, an Gründlichkeit vorgezogen wird, daß die Zöglinge, Anbether und Nachbether des Arouets ausschließlich schöne starke Geister heissen.

Für die Lebensgeschichte Voltairs hat seine eigene Geburt, die gegenwärtige Revolution einen unersetzlichen Schaden durch die Zerstörung der Bastille, der Parlamentshöfe und anderer gerichtlichen Stellen angerichtet; dadurch sind die Akten zu Grunde gerichtet, wodurch die Einsetzungen, Gefängniß und Zuchthausstrafen beurkundet werden könnten, die sich der Anführer und Schutzheilige der Philosophie Voltaire durch den beyspiellosen Muthwillen seine Ungezogenheit und Schelmenstreiche aller Art zugezogen hat.

Verbreitung derselben.

Bey alle dem hat er durch den Reitz seiner Dichtkunst, die Freyheit seiner Darstellungen, die Lebhaftigkeit im Ausdrucke die halbe Welt bezaubert. Und seine Art zu philosophiren mußte um so mehr Anhänger finden, als es nicht viel denken brauchet. Man darf dabey nicht erst mühsam in das innerste der Sache eindringen, und die wahren Verhältnisse aufsuchen; mit einer witzigen Wendung, einem naiven Ausdruck, einer ästhetischen Darstellung ist es gethan. Da erst einmal der Philosoph von Sansouçi den Schöngeist Voltaire an sich gezogen, und mit der Aufschrift: immortali! sein Brustbild aufgestellet hat, ward er einmüthig zum Idol der Philosophie und Anführer aller starken Geister erkläret.

Voltaire handelte gerade so, wie man es an allen Menschen beobachtet, die immer das suchen, was sie wünschen. Er war der sinnlichste Erdensohn, der je hienieden geschwärmet hat. Was konnte dann natürlicher seyn, als daß er alles aus dem Wege zu räumen suchte, was der freyen Ausführung seiner leidenschaftlichen Wünschen hinderlich wäre: die wahre Gotteserkenntniß, die Religion, die Obrigkeiten, welche zur Handhabung der Sittlichkeit gesetzet sind. Da er sich der Kunst zu verblenden bewußt war, brauchte er sie nach allen Kräften, und der grosse Haufen von denen Menschen, die nicht denken, ward hingerissen, und je länger sie den Schimmer seines Witzes mit Staunen ansahen, wurde ihre Denkungskraft immer mehr stumpf, so daß es in kurzem so weit kam, daß man keine Wahrheit erkannte, als an Voltaire, keine andere Grundsätze annahm, als die des Voltairs, und so gieng allmählig die Sittlichkeit zu Grunde; die Verachtung alles dessen, was heilig ist, stieg zum höchsten Grade. Und wenn man einmal Gott nicht achtet, muß die Verachtung für all dasjenige gewiß folgen, was sein Ansehen nur von Gott hat.

Abwürdigung der katholischen Religion.

So entstand die Abwürdigung der Regierungen, die die Philosophen mit sich herumtrugen, und bey andern zu bewirken suchten. Nur Zeit und Gelegenheit waren noch entgegen, wann sie nicht öffentlich ausbrachen.

Aber auch die wurde immer günstiger. Da sie die größte Hinderniß beherzigten, die katholische Religion, welche ihren verderblichen Grundsätzen so gerade widersteht, suchten sie mit möglichster Politik und Anstrengung dieselbe in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Staatsminister selbst dienten ih=

ihnen zu der Absicht; denn auch diese Menschenklasse hatte aus dem giftigen Becher der Philosophie getrunken, und obwohlen sie in der Anhänglichkeit an ihren König immer fest waren, liessen sie sich doch durch die Modephilosophie verblendet, beyneben zu einigen Schriften verleiten, die gerade dahin führen, jeden Regenten vom Throne herab zu stürzen. Die bourbonischen Minister sind es, welche die Aufhebung eines Ordens betrieben, der sich vorzüglich bestrebte, dem Fortgange der Philosophie Einhalt zu thun, welcher die Grundsätze zum Hauptziele hat, die geoffenbarte Religion auszureuten; da dieß nicht anders durchzusetzen wäre, „als wenn vorhin die römischkatholische unterdrücket, „und in Verachtung gesetzet wurde, mußte zu dem „Ende eine allgemeine Toleranz aller Religionspar„theyen eingeführet werden, wobey aber die katho„lische unter dem Vorwande, die Toleranz nicht zu „beleidigen, immer hintan stehen sollte. Wäre dieß „vollbracht, so brauche es nur noch wenige Jahre, „die Zügellosigkeit in Sitten, die Ungebundenheit „in Meynungen zu predigen und zu verbreiten, wo„durch nebst der religiösen, alle weltliche Obrigkei„ten ausser Achtung gesetzet, und eine allgemeine „Neigung zur Unabhängigkeit und Anarchie einge„führet wurde. Dann wäre es Zeit, die Stimmung „des Volkes zu brauchen, und über das göttliche „und menschliche Ansehen sich herzumachen, die Ge„setze zu zernichten, die Richterstühle umzuwerfen, „und die Könige unter den Pöbel hinabzustossen. „Dann kann man ungeahndet den Vermöglichen ihr „Eigenthum abnehmen, die Reichthümer des Lan„des mögen sich die Philosophen zu Nutzen machen, „und im Ueberflusse der Erdengüter an einem sichern „Aufenthalte irgendwo in der Welt wonniglich in „Freude dahin schlummern.“

Wer nicht Gelegenheit hat, diesen treuen Auszug von den philosophischen Grundsätzen aus den Urschriften der Philosophen selbst zu beurkunden, der kann indessen den Discours prelimin. in den trois Siecles par Mr. L'Abbé Sabatier de Cartres nachlesen, die 1778 schon das fünftemal aufgeleget wurden, also diese mit genauer Anführung der Verfasser ausgehobenen Grundsätze nicht erst bey Gelegenheit der ausgebrochenen Revolution, sondern lange zuvor, als das wahre Eigenthum der Philosophen, anzeigen.

Aufhebung der Jesuiten.

Dieser Philosophie, die sich auch Aufklärung nennt, widersetzten sich die Jesuiten mit einem Eifer, der durch gründliche Wissenschaften unbezwingbar wurde. Die Minister der Bourbonischen Höfe hörten nur auf die Beschimpfungen, die gegen den Jesuiterorden ausgestossen wurden, waren selbst schon zu verderbt, als daß ihnen die Grundsätze der Jesuiten anstehen konnten, die immer auf die Regeln des natürlichen und positiven Gesetzes des ewigen Gottes gebauet waren, welche die Gewissen ihrer Könige zu sehr fesselten, als daß sie von ihnen so alle Freyheit erhalten hätten können, nach Belieben, nach Leidenschaften zu handeln, anstatt die bindenden Gesetze des Rechts und des Glaubens zu befolgen.

Die Jesuiten waren auch ganz leicht aufgehoben, wenn man die Leute kennet, welche dazumal am Staatsruder sassen.

Das war der erste gewaltige Streich, den die Philosophie den Grundfesten der Throne angebracht hat.

Verderbte Schulanstalten.

Die Schulen gewannen augenblicklich eine andere Wendung; freylich hörte das pedantische Er-

mah-

mahnen auf, womit die Zöglinge Gott zu fürchten, und seinem Fürsten, den Gott gesetzet hat, getreu zu seyn, unaufhörlich angetrieben wurden, und die Grundsätze der Philosophie wurden allmählich dafür eingeführet. Die Schüler gewannen, denn man forderte nicht mehr vieles denken und forschen in Glaubenssachen, sondern die Theologie und die Gotteslehre wurde so eingerichtet, daß sich ein jeder daraus ein Religiönchen passagerre nach Belieben abziehen kann.

Die Rechtswissenschaft blieb auf unbestimmte Zeit beurlaubet, ausser daß man das geistliche Recht inzwischen ausmerzte, und durch Schimpfungen gegen den römischen Hof, Verachtung seines alten Ansehens, Beeinträchtigungen seiner viele hundert Jahre alten Vorzüge, die Hierarchie, welches die Philosophen das Hauptgeschwüre der katholischen Kirche nennen, vollkommen aufzuheben suchte. Mit dem Naturrechte geschah noch mehr Unrath; Kurz! die Schulen wurden recht brav eingerichtet, eine bestimmte Unwissenheit einzuführen; darum wurden alle gründliche Wissenschaften vernachlässiget; dabey aber lernten die Leute einen schönen Vortrag, Witz und muthwillige Spöttereyen, um die gründlichen Wissenschaften, als Pedantereyen, und das Eigenthum finsterer Köpfe ausser aller Achtung zu bringen. Dieß hieß den Schlendrian, Pedantismus und die dummen Grundsätze der Jesuiten-Schulen ausmerzen.

Einführung der Toleranz.

Nun ließ es nicht mehr schwer, die Toleranz allenthalben gangbar zu machen. Den größten Vorschub gab die Einführung der Finanz- und Kameral-Wissenschaften, deren Hauptgrundsatz ist, daß Bevölkerung und inländische Manufakturen

das einzige Vehikel seyn, wodurch der Staat reich, mächtig und glücklich wird, und diese zwo Glücksquellen des Staats müssen ohne allgemeine Toleranz versiegen.

Necker der Kalvinist Finanzminister.

Zum Unglücke ließ sich der allerchristlichste König eben zur Toleranz so weit bereden, daß er den Kalvinisten Necker Frankreichs Finanzen vorsetzte.

Diesen Fehler begieng Ludwig XVI. sicher nur aus zu grosser Herzensgüte. Er konnte den Necker erweislich niemals leiden; allein die Sache war so eingeleitet, daß man dem guten König immer und beständig vorspiegelte, Turgot sey dem zerrütteten Finanzstande nicht gewachsen, hätte zu wenig Eifer, und nicht genug Uneigennützigkeit; es würde nur immer schlimmer gehen, wenn nicht ein Mann, der bieder, einsichtsvoll, thätig, und von geprüftem Uneigennutze an seine Stelle käme; diese Eigenschaften vereinigen sich alle in dem unvergleichlichen Necker, der zum Retter Frankreichs gemachet zu seyn scheine.

Ludwig XVI. der auf seine eigene Einsichten zu sehr mißtrauisch ware, und zu viel von anderer Meynungen abhieng, gab dem Zudringen nach, entfernte den guten Turgot, und führte nach der Hand den Zerstörer seines lieben Frankreichs, und seinen eigenen Henker, den gewissenlosen, verabscheuungswerthen Necker, dem Welt, und Nachwelt nicht genug fluchen kann, in das Ministerium ein.

Charakterzüge desselben.

Ich setze voraus, daß die Nativität des Neckers ziemlich bekannt seyn sollte: er ist ein Genfer, seine Geburt gewährte ihm keine Vorzüge, nur die

zwo Neigungen, reich und berühmt zu werden hat er mit auf die Welt gebracht. Diese leiteten all sein Bestreben, die thätige Anwendung seiner Talente, und jedes sein Unternehmen. Reich ward er durch Untreue, die er an der ostindischen Compagnie verübte, denn er hat sie zu Grunde gerichtet, und aus ihren Trümmern seine Millionen gesammelt: wie sich nun die Verbrechen gerne wechselweise Hilfe leisten, musten ihm nun die schändlich erworbenen Schätze zur Erwerbung des Ansehens dienen.

Es war gerade um die Zeit, da die Philosophen noch Hunger litten, wo sie also einen nährenden Mäcen fanden, da kreutzten sie sich herum, wie die Sommervögel um den Platz, der den Schmetterlingen Nahrung giebt.

Wer dazumal selbst nicht Talente genug hatte, philosophische Modewaaren mit Geschmacke zu verfertigen, der gab den philosophischen Insekten Futter, um sich dadurch bekannt zu machen; denn die Welt muste es wahrnehmen, daß in so einem Hauße, die Philosophie unterhalten werde, indem die Söhne derselben sich mit einem Heißhunger hineindrängen. In dem Falle war gerade Necker, er futterte die Philosophen weidlich, und wenn er ihnen dadurch gleich nicht das Zeugniß eines philosophischen Genies abkaufen konnte, posaunten sie ihn dafür doch als ein Muster von Finanzverständigen aus; er muste nun auf der andern Seite sich auch einige Summen kosten lassen, um sich bey den Ministeriellen Herren die Achtung eines Gelehrten zuwege zu bringen; durch baare Bezahlung erkaufte er also bey den Philosophen das Ansehen eines grossen Finanziers, und bey der Hofpartey die Achtung eines Gelehrten und Philosophen, und wohl auch eines Tugendhaften.

Der allmächtige Gott des Reichthums gewann für ihn eben so die Feinde des Turgots, schuf noch mehrere, die denselben verdrangen, und bald darauf den zahlbaren Necker an dessen Stelle brachten.

Das waren die Handgriffe, wodurch Necker sich in das Ministerium versetzet hat. Er vermehrte das Zutrauen, so das Volk zu ihm trug, dadurch, daß er alle Vortheile eines Finanzministers ausschlug, (das heißt, die Bekannten, also die ehrlichen, aber im geheim wuste er sich es hundertfach zu ersetzen; wenn man nur das einzige überzählet, daß er seinen Bruder zum Aktienhändler bestellte, und er als Chef der Finanzen die Aktien nach Belieben erhöhen, oder fallen machen konnte.)

Dießmal gelang es dem herrschsüchtigen Necker dennoch nicht, das königliche Ansehen zu stürzen; wiewolen er dazu die Anlage machte, daß er die philosophischen Grundsätze, das ist, Geringschätzung der Regenten, Unabhängigkeit, besonders Verachtung der Religion, welche allein das Ansehen der Obrigkeiten aller Art aufrecht hält, durch einen Schwarm Volksschriften verbreiten ließ, und half besonders durch seine bekannt gemachte Staatsrechnung, wodurch er den öffentlichen Kredit der Regierung zu Grunde gerichtet hat, der immer mehr als Schätze gilt.

Er versah es in dem, daß er seinem Ehrgeitze zu vielen Schwung erlaubte, und sich mit Gewalt in den Staatsrath erheben wollte. Der Staatsminister merkte die Absicht, und erwürkte seine völlige Entlassung. Nach diesem Streiche zog er sich in seine Herrschaft Kopet im Pais de Vaux zurück, und übte die philosophischen Grundsätze, daß er z. B. für sich und seine stolze Helfte im Bethhause zween

erhabene Armsessel mit Sammet bedeckt, errichten ließ, neben und unter denen 6 demüthige Stühle von Holz für seine Hofleute zur Ehre der Gleichheit gestellet wurden. Beyneben suchte er seinem Nachfolger Kalonne recht viele Feinde zu erwecken, um durch ihre Hilfe seine baldige Entfernung zu bewirken, welches ihm bey seinen Umständen und angewandten Mitteln wohl gelingen muste, zumal da der amerikanische Krieg die Finanzen Frankreichs noch mehr verwirrte, und die vielen Unglücksfälle des Landes, Mißwachs, Viehfall und dergleichen, nicht gestatteten, demselben aufzuhelfen. Unberathene grosse, und geschäftige Weiber veranstalteten Zusammenkünfte, und verabredeten den Sturz Calonnes, zu dessen Nachfolger sie den elenden Brienne oder Kardinal Lomenie bestimmten. Dies hat die boshafte Schlauigkeit des Neckers vorbereitet, damit durch die grosse Unwissenheit des Kardinals die Finanzen noch mißlicher werden, auch am Ende bey der grösten Verlegenheit seine Wiederberufung nothwendig machen musten.

Alles traf ein. Der beste redlichste keiner Verstellung fähige König wurde unter dem schönen Vorwande des allgemeinen Besten zu alle deme leicht veranlasset. Nun glaubte Necker, wäre seine unumschränkte Gewalt reif. Er dachte auf den Umsturz der Monarchie, dabey auf die Einführung einer demokratischen Regierung, in der er den allmächtigen Despoten machen könnte.

Allgemeine Sittenlosigkeit.

Was das übelste bey den Umständen gewesen: die Religion wurde nicht mehr geachtet, das Allgegenwärtige war vergessen, dessen Erinnerung allein den Menschen vom Unrechte abhalten kann.

Das Volk lebte in der grösten Ausgelassenheit, alle Laster hatten im Reiche die sicherste Freystätte. Wie wäre es dann anders möglich gewesen, als da man den allmächtigen Herrn des Weltalls nicht achtete, daß man einen König, der nur Mensch ist, und dessen Ansehen einzig von Gott abhängt, noch weniger schätzte.

Berufung der Notabeln.

Die Notables oder Reichsstände waren schon unter dem vorigen Ministerium versammelt, und gröstentheils Männer voller Einsicht, und Staatsklugheit, die sich von dem in allem (nur Schelmenstreiche ausgenommen) sehr mittelmäßigem Necker, nicht bereden, nicht bethören, nicht leiten liessen. Sie waren Leute, die Erfahrung und Mittel an Handen hatten, dem Uebelstand der Finanzen abzuhelfen. Kurz! bey diesen Männern verlohr Necker die Aussicht auf eine Allgewalt, die er sich schaffen wollte, sowohl während ihrer Versammlung, als auch im Falle, wenn durch ihre Vermittlung der Staat gerettet wurde: indem es voraus zu sehen, daß ihn der König so geschwind wegjagen werde, als er nur entbehrlich scheint.

Das einzige zu seiner Absicht dienliche Mittel war nun eine Nationalversammlung, die nicht allein aus den vornehmsten Ständen des Reichs, sondern aus der ganzen Nation bestände. Hier beginnen die treulosen Schelmenstücke des ehrlosen Nekkers: was bisher geschah, sind nur kleine Vorspiele davon gewesen.

Neckers schamlose Plane.

Nach seinem festgesetzten Plane unterließ er nichts unversuchet, das Volk zu den widersinnigsten For-

Forderungen zu bewegen: er unterhielt eine Menge Lohnschreiber, die durch Flugschriften den Enthusiasmus zur Gleichheit und Freyheit unter denselben anfachen musten.

Er bezahlte eine Menge Emissäre, die in alle Provinzen auseinander giengen, um dem Volke die Köpfe zu erhitzen; um ihm glauben zu machen, daß ihre bisherige Schuldigkeit nur grausame Ungerechtigkeit sey, sie zu bewegen, daß sie Abhilfe begehren, und ihren Lehen- und Grundherren künftighin keinen Vorzug einräumen, sondern sich mit ihnen in Gleichheit, und in die ihnen ursprünglich zugehörige Freyheit versetzen sollten.

Dieß konnten sie aber auf keine andere Weise erhalten, als wenn sie bey der Versammlung eine doppelte Präsentation haben würden; ausserdem sey es natürlich zu vermuthen, daß sie von den zween Ständen des Adels, und der hohen Geistlichkeit überstimmet, und zu ihrer lange unrecht gelittenen Sklaverey für alle künftigen Zeiten ohne Erlösung verdammet werden. Man hat zu dem Ende an gewisse Provinzen Petitionen mitgetheilet, welche diese nachhin an den König einreichten, in derer Aufsätzen die eigene Hand des Neckers, und seiner Frau, viele Zeilen geschrieben hat. *)

Der König war abermal zu gut, gab dem vermeyntlichen Wunsche der Nation gegen die Vorstellung der einsichtsvollen und redlichen Rathgeber nach, und unterfertigte das listvolle Einberufungsschreiben, wie es Necker in der Höle seiner teuflischen Leidenschaften entworfen hat, und hiemit —— ward sein Fall entschieden, zumalen er nachgehends noch von

*) Audainel Bericht an Frankreichs Katholiken.

von seinem redlichen Vertrauen auf die Nation, und der allen Glauben übersteigenden Güte und Schonung nicht abzubringen war, und sich es nicht abgewinnen konnte, die Macht, welche ihm in Versailles und zu Varennes noch zu Diensten gewesen wäre, zu brauchen, um die meineidigen Rebellen nieder zu schlagen, oder sich wenigstens aus ihren Händen zu befreyen.

Nationalversammlung.

Nachdem nunmehr die doppelte Präsentation des dritten Standes durchgegangen, mußte Necker auf das neue das Volk gewinnen, zu ihren Deputirten die gottlosen Kinder der ausgeschämten neumodischen Philosophie zu wählen. Auch das gieng durch! und wer kennet nicht die Menge schlechter Menschen, woraus größtentheils die erste und zweyte Nationalversammlung, und nun der Konvent besteht? Als auf diese Weise die Nationalversammlung organisirt ward, geschahen die Greuelthaten, wovon ich oben nur einige, und lange nicht die ärgsten erwähnte.

Das ist die eigentliche Veranlassung zu der Revolution. Die Philosophen werden übel darauf zu sprechen seyn; aber sie können es darum nicht läugnen, oder müssen die Schriften ihres Patriarchen und ihrer Mitbrüder nicht annehmen, in welchen diese Grundsätze wörtlich und gröblich enthalten sind.

Ich habe dieselbe in der Absicht anzeigen wollen, um meinen Mitmenschen die Gefahr einleuchtender vorzustellen, die uns allen drohet, von dem Glücke der Menschheit, von der Gleichheit und Freyheit elendiglich erdrücket zu werden, wenn es den Neufranken, und den mit ihnen gleich=

gleichgesinnten neumodischen Philosophen angehen sollte, diese Ungeheuer allgemein einzuführen.

Aussichten in unserm Deutschlande.

Was in Frankreich die unseelige Revolution veranlasset hat, das sehen wir in unserm Deutschlande eben so vorbereitet. Die neumodische Philosophie ist hier so ausgebreitet, und auf die nämliche Art, nach gleichem Plane.

Zweyfache Gattung unsrer Reformatoren.

Mein Freund pfleget zu sagen: ein Philosoph oder ein französisch demokratisch gesinnter müsse entweder äusserst dumm, oder im höchsten Grade Spitzbube seyn; daran hat er nicht so unrecht, vielleicht weiß er aber nicht, daß dieß gerade in den Plan der Philosophen gehört.

Schurken.

Diejenigen, welche die Grundsätze der Philosophie, wie ich es oben im Auszuge vorlegte, kennen, die Absicht derselben kennen, und in Erfüllung zu bringen wünschen, und die deßwegen in die Klasse der Spitzbuben gehören, können ihre Meynung, die Grundsätze ihres Systemes nicht durch sich selbst predigen, und gemein bekannt machen; dazu haben sie meistens nicht Gelegenheit, und compromittirten dabey zu sehr ihr Ansehen. Sie haben daher von der dummen Klasse Leute nothwendig, denen sie die Sätze vorsagen, welchen sie am meisten Bekanntmachung wünschen, und daß sie unter das Volk kommen möchten.

Die Dummheit hat, wie jede Eigenschaft des Menschen, gewisse Stuffen. Es giebt Erdensöhne, bey deren Bildung so viel Leimen genommen worden,

den, daß ja für die Seele, wenn sie noch so geschmeidig wäre, kein Platz übrig bleibt. Leute giebt es, die mit dem ordentlichen Menschen ausser der Gestalt nichts ähnliches haben. Wer sollte es glauben, diese sind das geschickteste Organ, aus dem die philosophischen Anführer ihre Lehre verkündigen. Was man diesen vorschwätzet, behalten sie, ohne dabey was zu denken, und geben unverändert den Laut von sich, den man in sie hineingestossen hat. Sie sind nicht fähig, zween Begriffe zusammenzustellen; daher werden sie auch durch keine Vorstellung in ihrer Operation gestöret, sondern lassen immer den nämlichen Ton hören.

Gerade deßwegen taugen sie zur Aufklärung des Pöbels; sie schreyen bey den Saufgelagen und häußlichen Zusammenkünften und dergleichen Gelegenheiten: „Die Franzosen haben das wahre Licht, „die machen die Menschen glücklich; sie verschaffen „Freyheit und Gleichheit; den Pfaffen nehmen sie „ihre Beutelschneidereyen, und den Herren lassen „sie nichts mehr angehen. Es muß alles recht „seyn, und ein jeder das Seinige haben: auch im „Glauben führen sie wiederum das alte ein.“

So einfältig lautet das dumme Freyheitshorn, und dennoch enthält es die größte Verführung, die möglich ist. Der Bauer und Handwerksmann, der die Sachen selbst zu prüfen nicht im Stande ist, und von dem dummen Apostel auf seine allfällige Zweifel keinen Bescheid, sondern nur die nämliche Wiederholung erhalten kann: „alles „wird frey, einer dem andern gleich, den „alten Glauben führen sie ein.“ Der überdieß so sehr auf das Alte verpicht ist, bekömmt allmählich Behagen, freuet sich in seinem Irrthume, daß er nun wieder nach seiner Art wallfahrten

darf,

darf, mit Trost auf das neue die Glocken ertönen höret, wenn sich Donnerwetter zusammenziehen, sich von dieser oder jener Verbindlichkeit, die ihm am lästigsten fällt, erleichtert fühlen wird, u. s. f.

Bey diesen falschen Vorstellungen verliert die Franzosenregierung das gehässige, und wird bald ziemlich gemein gewunschen. In der Stimmung entsteht das Murren unter dem Volke gegen die öffentlichen Anstalten, das heftigere Begehren der Abhilfe u. d. m. Die Anführer der Philosophen wissen diese Stimmung zu ihrer Absicht zu benutzen, und da in allen Ländern, bey allen Regierungen, bey jeder besondern Stelle einige, wo nicht viele dieser bösen Menschen angestellet sind, suchen sie noch geflissentlich auf, würkende Einschränkungen, Neuerungen, die dem Unterthanen beschwerlich, und am gewissesten verhaßt sind. Dabey brauchen sie meistentheils die List, das Ding auf eine Seite zu drehen, die den falschen Schatten auf den Mittelstand, auf den Grund, und Zehendherren, oder die Geistlichkeit zurücke wirft, um dem gemeinen Mann glauben zu machen, diese wären Schuld an ihrer Plage, und untereinstens demselben gegen den Dominikal- und geistlichen Stand Haß und Widerwillen einzuflössen.

Dummköpfe.

Zur zweyten Klasse der Dummen rechne ich diejenigen, die eine sorgfältigere Erziehung, und mehr Unterricht erhalten haben, aber so nach der gangbaren Mode, das ist, sie sind neben dem handwerksmäsig erlernten Handwerke eines Richters, Arztes, oder Religiondieners vorzüglich angehalten worden, die unentbehrlichsten Werke zur Bildung eines schönen Geistes zu lesen; dazu rechnen sie den reisenden Franzosen, den Faustin, die empfindsamen

Rei-

Reisen, erotische Biographien, seltsame Begebenheiten des — und der — und hundert solcher Frivolitäten mehr: dann bekommen sie eine litterarische Uebersicht von Wissenschaften, besonders von den sogenannten schönen. Voltaire wird ihnen in Lichtstrahlen vorgewiesen, und so Rousseau der Genfer; darum haben sie ihnen des blendenden Glanzes wegen nie ins Gesicht gesehen. Mit Helvetius, Marmontel, Diderot und dem Schwarm von Philosophie-Verwandten, werden sie dem Namen nach bekannt. Von den ernsthaftern Wissenschaften lernen sie einige der bekanntesten Schriftsteller nennen, aber mit grossem Vorbedacht nur Protestanten, damit was katholisch ist, bey jeder Gelegenheit verdächtig, und geringschätzig gemacht werde. Endlich gewöhnen sie sich an einen gewissen Bon ton und lernen Phrasen auswendig, wodurch sie sich im Umgange Ansehen geben, und vor dem gemeinen Menschen auszeichnen.

Ist die Rede von einem Manne der redlich seine Pflicht erfüllet, aber so hübsch auf den alten Schlendrian hält, von dem die unerzogene Welt sagen würde: das ist ein braver Mann, der thut seine Schuldigkeit, und bleibt bey seiner Weise zu handeln: da drucket sich der Mensch, von dem ich eben redete, kunstmässig aus, und saget: Der Mann wäre bieder, Schade! daß ihm an Licht zu wenig Antheil beschieden wurde, Licht, Aufklärung, Verfinsterung, helldenkend mit allen möglichen Abarten sind die Familienfarben, woran man die philosophischen Livreybedienten erkennet. Bey dem Schlage von gelehrter Ausstafierung wird mir es kein Sachenkündiger Mensch verargen, wenn ich so einen Menschen unter die dummen zähle; denn er denket nicht aus seiner Seele, sondern lernet eitel fremde Gedanken nachbeten, er ist nicht im Stande

de die Gründe einer Sache, vielweniger eines ganzen Systemes ordentlich zu würdigen. Er hat die Hilfswissenschaften nicht, wodurch er die Veranlassungen zu den Ereignissen, den natürlichen Zusammenhang der Begebenheiten, die Zusammenstellung vielfacher Begriffe einsehen, und bewerkstelligen könnte; er sieht nur mit entlehnten Brillen, welche leicht blenden; Brochüren, Allmanache, Taschenbücher sind der Koder, woraus er seine Vortheile abfasset, die wohl nicht giltiger ausfallen mögen, als die sehr zweydeutigen Quellen aus denen er es schöpfte.

Diese Klasse von der Philosophen Sekte, so unbedeutend es wiederum scheint, hat für die Ausbreitung ihrer Grundsätze seinen großen Nutzen. Die ersten Anführer feuren dieselben dadurch zum Eifer für die gute Sache an (so nennen sie ihr gottloses System) daß sie ihnen schmeicheln, ihre Einsichten, ihren hellen Kopf erheben, und sie sind dabey kurzsichtig genug, es zu glauben, und sich wirklich weise zu denken.

In dieser Einbildung kommen sie in Gesellschaft der erstern vom bürgerlichen Stande, und Honoratiores sagen mit Bedeutung die auswendig gelernte Lektion her, mischen ein und das andere Mal von dem Spotte und witzigen Einfällen darunter, die ihnen vom Hörensagen, oder aus beissenden Flugblättern bekannt sind, erwecken Aufsehen, und da nun die meisten Menschen nicht viel wissen, können sie auch gar leicht bey vielen die Meynung bestärken, als ob wirklich was an ihnen wäre. So bald sie das gewahr werden, brauchen sie die Gelegenheit, und schimpfen auf die Kirchengebräuche und auf Pfaffen; rücken mit ihrem Angriffe gegen die Religion selber vor, verläumden den Mittelstand, die Herrschaften, und begüterte Geistlichkeit,

und untereinstens werden die Regenten selbst mitgenommen. Kurz! alles wird über den philosophischen Leist gespannet.

Indessen bleiben die Anführer mit mehr Kopfe und Denkungskraft, und einem schelmischen Herzen keineswegs ruhig, sondern bestreben sich recht viele Proselyten zu machen, führen mit den französischen Söhnen der Mutterphilosophie fleissige Correspondenz, sind besorget, die Emissäre von der Propaganda zu Paris oder Straßburg anzuführen, und möglichst zu unterstützen, halten ihre Klubbe, in denen sie nachspüren, wie der Unterthan am gewissesten unzufrieden gemacht, und die Schuld davon auf den Mittelstand des Adels und der Geistlichkeit am glaubwürdigsten hinübergewälzet werden könnte, und wenn nur diese zwo mächtige Stützen des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Regierung selbst eingestürzet würden, alsdann ganz leicht den Fürsten, König, Kaiser, mit einem Worte, die Regierung selbst zu zernichten.

Aber was sollte dann diese Leute bewegen können, die Sachen so zu verwirren? Was die französischen Philosophen dazu bewogen hat, das ist ihr eigener Vortheil, den sie dabey bezwecken.

Gottlose Absichten derselben.

Es sind dieß größtentheils Leute, die nichts besitzen, und darum auch nichts verlieren können, die Sache mag ausschlagen wie es will. Geht aber ihr böser Wille durch, dann mußten sie gewinnen, indem sie bey dem Raube der herrschaftlichen und Kirchengüter unmöglich leer ausgehen, vielmehr sich zu reichen Leuten stehlen würden. Bey dem bliebe es aber noch nicht stehen. Wenn es bey dem Dominikal = und geistlichen Stande nichts mehr zu plündern gäbe, gienge es an alle die, welche

etwas

etwas besitzen und ein Vermögen haben, sie mögen nun von was immer für einem Stande seyn.

Davon haben wir dieser Tagen das auffallendste Beyspiel. Marat der Erzschelm, Mitglied des Nationalkonvents und Journalist, auch Hauptspitzbube unter den Jakobinern, erachtete mit Kara, Tallien, Roberspierre für seine saubere Orleanssche Parthey, und für sein eigen Interesse einen neuen Aufstand des Pariser Pöbels für nothwendig. Nach gemachten Einleitungen und Vorkehrungen schrieb er Abends in sein Journal: „Die Reichen wären „der Gleichheit nachtheilig, und den Dürftigen zum „Drucke, diese müsse man also bey dem Kopfe grei„fen;“ des andern Tages waren die Boutiquen der Specereyhändler und anderer vermöglichen Leute rein ausgeplündert.

Was noch Zweifel erwecken könnte, wäre, daß bey dergleichen Klubben allemale einige selbst vom Adel und der höhern Geistlichkeit sich befinden. Wie läßt sich es zusammen reimen, daß es dabey auf die Abschaffung und Beraubung des Adels und der Geistlichkeit angetragen werde, indem diese Leute auf solche Weise gegen ihren eigenen Vortheil arbeiteten?? Die vom Adel sind größtentheils unbegüterte Glücksritter, denen eine philosophische Regierung sehr wohl zu statten käme. Sind es Begüterte und Präbendirte, so treibt sie eine höhere Erwartung an. Orleans entsagte seinem Herkommen und Range, — aus Liebe zur Gleichheit; — das am allerwenigsten; sondern um mehr zu bekommen, um selbst Herrscher im Lande zu werden. So speknlirt jeder grosse Demokrat, er nähert sich dem gemeinen Manne, um ihn desto fester fassen, und unter die Füsse treten zu können. Diese Freunde der Gleichheit sind die

eigentlichen Krokodille, sie verstellen sich zum Mitleiden gegen den Unterthan, beweinen seinen Zustand künstlich; aber wer sich durch ihre Empfindeleyen verführen läßt, und ihnen folget, den verschlingen sie. Dieß brauchet dermalen nicht mehr mühsam bewiesen zu werden, man kann sich täglich und augenscheinlich an der französischen Revolution überzeugen.

Revolutions-Spuren in unserm Vaterlande.

Unsere deutsche Revolutionsfreunde mögen sagen und schreiben, wie sie wollen, daß bey uns keine Gefahr dazu wäre. Sie haben unrecht! entweder daß sie von der Sache zu wenig unterrichtet sind, welches nicht zu vermuthen; oder sie wollen ihre gutmüthigen Mitmenschen sicher machen, um sie desto leichter zu betrügen, wie Mordbrenner, wenn jemand den Lunten zu riechen glaubet, den sie zu einer Feuersbrunst angeleget haben, allen Fleißes dieß Gefühl als eine leere Einbildung verschreyen, um an der Ausführung ihrer Greuelthat nicht gehindert zu werden.

Meine Nachbarn sagen in ihren gelehrten Anzeigen, daß bey ihnen über fünfzig Schriftsteller wären, wovon keiner zu Gunsten der Revolution ausdrücklich geschrieben habe. Das ist aber sehr zweydeutig gesaget. Wenn man eine Sache nur im schönen Lichte vorstellet, und ihren Schatten verbirgt, wenn man die unmenschlichsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten als unvermeidliche Gefährtinnin einer guten Sache erkläret, und so klein machet, daß man es nicht merken sollte, so wird die Sache nach dem ordentlichen Begriffe der Vernunft gewißlich begünstiget.

Maynzer Klubb.

Das thun aber von den Herren Schriftstellern in Göttingen die allermeisten, gleichwie es in der ganzen Gegend demokratischer Schadenthiere die Menge giebt. Was die Treulosen in Maynz gethan, welche die Franzosen eifrig herbeygerufen, und mit Triumphe empfangen haben, unter deren Regierung nun die gesammten Einwohner auf das äusserste gedrücket, mißhandelt, der natürlichsten Freyheit beraubet, zu Grunde gerichtet werden, und (nur die philosophischen Harpyen ausgenommen) um Hülfe und Rettung seufzen, das nämliche wünschten in vielen, besonders in den Regierungs-Städten Deutschlandes bey schicklicher Gelegenheit die überall in guter Anzahl vorfindigen, des philosophodemokratischen Raubes beflissenen eben so meineidig auszuüben.

Wiener Klubb.

Haben wir nicht ein greuliches Beyspiel an dem zu Wien entdeckten Klubbe? — — Aber dergleichen Klubbe und geheime Gesellschaften, in denen philosophischer Unsinn, Aufruhr, Raub und Plünderung gekochet wird, wären fast in jeder grössern Stadt unsers Vaterlandes zu finden, wenn man es suchen wollte. Ich allein könnte ein hübsches Register davon, Präsidenten und Mitglieder, viele mit Namen und dem Amte, das sie begleiten, aufstellen.

Denen die ewige Vorsicht die Regierung und Leitung eines Volkes anvertrauet hat, daß ihr es zu ihrem eigentlichen Zwecke führen solltet, der nicht nur in dem vergänglichen Wohlstande hienieden besteht, denn die Glückseligkeit so kurzer Jahre kann den Geist des Menschen, der Ewigkeit und unend-

liches Gut verlanget, nicht begnügen; das hohe Bestreben meiner Seele saget mir vielmehr ganz deutlich, daß der Genuß des Guten über dieß Erdenleben sich hinaus erstrecken muß. — — Fürsten und Länderbeherrscher! der Herr aller Herren hat es vielleicht zu eurer Strafe verhängt, daß ihr eure eigene Verräther ernähret, und mit euren besten Gnaden sie zu eurem Untergang erhaltet; denn in eurem Dienste, eurer Bezahlung, euren Gnaden stehen wirklich viele von den Klubbsbrüdern, die euch zu untergraben suchen. Das Wort, das eurem Munde entfällt, wird von eurer Dienerschaft sorgfältig aufgelesen, und euren neufränkischen Meynungsverwandten überschrieben. Ihr habet in euren Staaten geduldet, was nächstens den Umsturz der Regierungen befördern muß. Unter uns Deutschen ist dermalen in vollem Gange, was in Frankreich die Revolution veranlasset hat. Geringschätzung der geoffenbarten Religion überhaupt könnte keinen höhern Grad erreichen, als den, auf welchem sie wirklich steht; bevorab bestrebet sich alles mit vereinten Kräften, die Katholische nicht nur verächtlich zu machen, sondern sie ganz auszureuten. Menschengesichter, denen an Verstand keine Stalldirne weichet, haben doch einige Spötterenen wider Pfaffentrug und römische Religionsgewerb gelernet, die sie bey jeder Gelegenheit anbringen.

Deutsche Sittenlosigkeit.

Es glaubt Niemand mehr auf einen schönen Geist Anspruch machen zu dürfen, wenn er nicht in seinem Gedichte, Erzählung, oder welch günstiges Produkt es seyn mag, über die Heiligen, und die heiligsten Dinge der Religion mit bübischem Muthwillen sich lustig machte. Was nur immer zur Befestigung der katholischen Religion an das

Tages=

Tageslicht gebracht wird, wird nicht widerleget, sondern mit aller Ungezogenheit ausgezischet, und mit Hohngelächter in Vergessenheit begraben. Was hingegen zur Beeinträchtigung der wahren Christuslehre in der katholischen Kirche geschmiedet wird, erhält einen so allgemeinen Beyfall, daß die lesende Welt über den angeschlagenen Lärm auf die Nichtigkeit der Gründe nicht Acht haben kann.

Aergerliche Bücher.

Dergleichen sittenlose und religionswidrige Schriften erscheinen haufenweise in dem katholischen Deutschlande unter den Augen der Censur, die entweder dabey schläft, oder vor Augenwehe nicht sieht, — werden selbst von den Kirchenvorstehern nicht verhindert, nicht geahndet; und es giebt so gar schon Bischöfe, welche selbst dergleichen Religion kränkende Produkte befördern, und mit ihrem immerwährenden groben Fegen an der Religion, von der sie weidlich leben, nicht nur die Mackeln der Mißbräuche, sondern auch den Grund verlöschen möchten.

Mißbrauch der Toleranz.

Die eingeführte Toleranz ist so beschaffen, daß dadurch allen Religionen freye Ausübung gestattet, und dergestalt begünstiget wird, damit die römischkatholische dadurch verdränget werden soll. Was die lutherischen, die reformirten Gemeinden, für Gebräuche bey ihrem Gottesdienste haben, wird nie untersuchet, nichts daran geahndet, sondern durchaus frey gelassen. Nur der katholische Gottesdienst wird immer eingeschränckt, und in seinen alten Gebräuchen zugestutzet. Die protestantische Pastoren mögen für Reichung ihres Abendmahls, für die Beichten u. s. f. fordern, so viel sie wollen, da

giebt es keine politische Aufsicht; aber bey der katholischen Geistlichkeit wird auch das verbotten anzunehmen, was die Gemeinden selbst gerne gaben, und worüber nie eine Klage entstand. Warum? — Um es dahin zu bringen, daß für den katholischen Kirchendienst keine Kandidaten sich finden sollen, indem sie sehen, wie kärglich man ihnen das Brod vorschneidt.

Zwecklose Anordnungen in Kirchensachen.

Wohin zielen die Anordnungen in Kirchensachen, die seit geraumer Zeit her in verschiedenen Ländern Deutschlandes geschehen, die Anstellung der Menge Seelsorger, wo sonst keine gewesen wären? Die Regenten selbst mögen es immer gut und zum besten der katholischen Religion gemeynet haben, — aber diejenigen gewißlich nicht, welche diese Reformen veranlasset haben. Vielmehr suchten sie dadurch den Fond, der für den Dienst der Religion bestimmt ward, durch die vervielfachten Ausgaben banquerot, und dadurch eine Aufhebung einiger Stifter nothwendig zu machen.

Am Ende, wenn keine fernere Aushilfe mehr vorhanden, würde es von sich selbst dahin kommen, daß die Seelsorger und Religionsdiener unbesoldet bleiben müssen; dann höret der öffentliche Unterhalt auf, und wer einen geistlichen für seine Religion nothwendig erachtet, der müste ihn selbst bezahlen.

Auf diese Weise, da die wenigsten so eine Bezahlung für die Unterhaltung eines Geistlichen vermochten, musten wohl die Seelsorger von sich selbst aufhören, — die ganze Religion aufhören.

So geht alles auf den philosophischen Plan hinaus, die Religion zu untergraben, indem man

ihr

ihr ihre Priester, die getreuen und tauglichen Lehrer entzieht, und höchstens nur schlechte Menschen zum Altare bestimmet.

Schlechte Priesterzöglinge.

Es war immer eine gerechte Klage, daß es unter den Geistlichen nicht viele gäbe, die sich ihres Amtes würdig zu machen suchten, gar viele hingegen, die in ihrem praktischen Glauben zu erkennen gaben, als ob sie durch die Weihe, zum gemächlichen Müssiggange, und zur Verzehrung der Pfründen ordinirt worden wären. Bestreben, tiefe Einsicht in die Wissenschaften zu erlangen, sich fähig zu machen, nicht nur die Glaubenslehren herzlich dem Volke beyzubringen, sondern auch dasselbe in jeder vorfallenden Gelegenheit vorsichtig und nützlich zu berathen, war unter denselben immer nicht gemein. Aber es ist seit den rege gewordenen Reformationen, und Aufklärung um nichts besser, vielmehr noch viel schlechter geworden.

Vorhin waren doch noch immer einige, die zusammengenommen im Ganzen viele ausmachten, die gründlich unterrichtet, sich fortan noch mit Lesen und Erfahrung vollkommner zu machen, angelegen seyn liessen, die dann auch wirklich allenthalben grossen Nutzen schaften. Von der neuen Zucht kann nicht einmal ein Gelehrter hervorkommen, wenn man doch gelehrt in der wahren Bedeutung nimmt.

Erstens taugen die Vorlesungen nicht dazu; dann sind die Lehrer nicht immer die Gewissenhaftesten. Sehr viele davon sind selbst von dem afterphilosophischen Gifte angestecket, und bestreben sich nichts mehr, als diese Seuche unter ihren Schülern zu verbreiten, welches wohl einem Lehrer am leich-

leichtesten gelingen muß. In der That nimmt man an den jungen Leuten, die diese Jahre aus der Akademie und Erziehungsanstalten kamen, nichts als Modewitz, Freyheitstaumel, Mangel an Subordination, ein gewisses freches Herausnehmen wahr; vermißt aber alles, was einen rechtschaffenen, liebenswürdigen, bescheidenen Mann ausmachet. Bey den allermeisten muß man die Haarkrause für das beste erklären, was an ihnen ist.

Solche Leute aber wünschen sich die philosophischen Reformatores zu ihrem Absehen, denn diese können zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, und der Sittlichkeit, und das was billig und gerecht ist, handzuhaben, das wenigste beytragen. Im Gegentheile bahnen sie selbst der einzuführenden zügellosen Ungebundenheit durch ihr Beyspiel den Weg, und bringen dadurch auf die katholische Geistlichkeit immer grössere Verachtung; zunächst befördern sie die politische Aufklärung, die dumme Einbildung von urspringlichen Rechten der Menschen, die dem gemeinen Mann so geschwind willkommen werden, sobald ihm von der Regierung was zugemuthet wird, was er lästig findet, sollte es auch noch so nothwendig geschehen, wenn er nicht durch kluge rechtschaffene Volkslehrer gehörig gewiesen, oder wenn er wohl gar in seinem Wahne bestärkt wird.

Vorschläge gegen das Uebel der Philosophie zu arbeiten.

Ich könnte da meine Bedenken über Aufklärung immerhin beschliessen. Die Regenten sind dermalen so weise, daß ihnen dafür nicht bange werden kann, wie gegen das Uebel, welches ich eben anführte, Rath zu schaffen sey. Zu dem giebt es allenthalben so einsichtsvolle, rechtschaffene Männer,

die

die den Staat berathen, daß es nur darauf ankömmt, daß der Fürst vielmehr auf die Stimme der Erfahrung, des festen Biedersinnes, und des wahren Eifers für Recht und Billigkeit, als auf die wohlklingenden Projekte von Finanzgewinne, Erwerbe neuer Gerechtsame für den Landesherren, und Entziehung derselben bey den Vasallen hören will, um mit Zuverlässigkeit zu wissen, was die Wohlfarth der Unterthanen allgemein sichert, die Regierung befestiget, oder im Gegentheile dem gemeinsamen Besten nachtheilig werden kann.

Jedoch werde ich noch den Philosophen zu gefallen den Vorschlag niederschreiben, wie ich glaube, daß dem überhandgenommenen Demokratensinne und den verderblichen Grundsätzen von Freyheit, und Gleichheit, die in der That wohl die eigentlichsten Grundsätze der verheerenden Raubsucht sind, Einhalt gethan werden könne.

National = Erziehung, aber nicht nach der Philosophie.

Es kömmt alles auf eine sanktionirte Nationalerziehung an, behaupten die Philosophen, damit wird jeder denkende Mensch einverstanden seyn; aber über die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Erziehung, dürfte der redliche Theil der Menschheit in ihrer Meynung sehr von der Modephilosophie verschieden seyn.

Die Schulen und Aufklärung zu befördern.

Kein Vernünftiger will die Schulen im Lande schliessen, um die Aufklärung in ihrem Fortgange zu hemmen. Vielmehr wünschet er recht viele Schulen, und der Aufklärung möglichste Beförderung.

Lehr-

Lehrart.

Zu dem Ende müßten nur die wahren Begriffe, von der Religion, von den Pflichten jedes Standes, und was einer zum andern für eine Verhältniß hat, allen Menschen recht begreiflich gemachet werden.

Mit dem wären die entgegengesetzten Grundsätze, und Meynungen keineswegs zu verheimlichen, zu beseitigen, oder eitel Grundlos zu verschreyen; sondern es wäre nothwendig, dieselben mit aller ihrer Stärke aufrichtig vorzutragen, und bekannt zu machen. Diese Aufrichtigkeit befördert am gewissesten die Empfänglichkeit für die Wahrheit, wenn nachdem der Ungrund, der Doppelsinn, die falschen Wendungen, und unrichtigen Folgerungen bey der irrigen Meynung mit Faßlichkeit, und mit überzeugenden Gründen gezeiget werden.

Lehrer.

Dieß wird erreichet, wenn man geprüfte Lehrer anstellet, und ihnen den Unterricht vorschreibt, auch genaue Obsicht hält, ob sie die Vorschrift gewissenhaft befolgen.

Oeffentliche Schulaufsicht.

Für diese öffentliche Obsicht erwählet die Regierung Männer von bekannter Rechtschaffenheit, welche genugsam aufzufinden keine Mühe machen sollte; da eben dazu die grosse Gelehrsamkeit nicht erfordert wird, und dieselben sich durch gewissenhafte Erfüllung ihres Amtes um das grosse Menschengeschlecht verdient zu machen, Gelegenheit hätten.

Das nämliche ist auch von Akademien, und hohen Schulen gemeynet, wo ich keine Lehrer dulden wollte, wenn ihre Lehre, und Sitten im geringsten verdächtig, und anstössig seyn könnten.

Vorgeschriebene Schulbücher.

Auch da müsten die Lehrer über vorgeschriebene Lehrbücher lesen, und der strengsten Strafen gewärtig seyn, wenn sie sich herausnähmen, die Schüler zu was zu bereden, was gegen die vorgenommene Lehre wäre, oder dieselbe verdächtig machen könnte.

Selbst zu den Vorlesungen müsten jezuweilen die Inspektores, oder andere von ihnen dazu bestimmte unvermuthet kommen. Dadurch würde nicht nur der Fleiß der Lehrer angefacht, sondern auch ihre Behutsamkeit erwecket.

Schulübungen.

Oeffentliche Schulübungen müsten zu gewissen Zeiten, und das oft genug, gehalten werden, wobey immer die Schulaufsicht, die aber mit den Lehrern in keinem Verbande wäre, gegenwärtig zu seyn, und für die Lehre, und angenommene Grundsätze zu wachen hätte.

Wer die Lehrbücher prüfet.

Die Schulbücher im religiösen, und sittlichen Fache hätten nothwendig mehrere Bischöffe, und ihre Consistorien, zur grössern Vorsorge wohl auf eine Synode gemeinsam zu prüfen. Im politischen müste diese Prüfung und Genehmignng nicht etwa von einem einzelnen Rathe, in dessen Kopfe der demokratische Tollsinn spucken könnte, sondern von mehrern, der ersten, und einsichtigsten Männern bey der Regierung geschehen.

Ansehen der Lehrer.

Ueberdieß müßten die Lehrer, welche ihr Amt getreulich erfüllten, im Staate besondere Vorzüge ha-

haben, die Nachläßigen und Pflichtvergessenen ohne weiters gestrafet, oder wenigstens mit Ungnade entlassen werden. So würde die Achtung für die gründlichen Wissenschaften (die ich allein als wahre Aufklärung erkenne) wachsen, der, welcher in seinem Stande seine Schuldigkeit mit Eifer thut, das öffentliche Ansehen gewinnen, der Priester der Religion würde sich wiederum geehret sehen, mit Nutzen dem Volke die ewigen Wahrheiten predigen, und mit denselben das Volk auf ihre Pflichten aufmerksam, und zu ihrer Erfüllung gelehrig machen, dadurch dem Staate getreue nützliche Bürger schaffen, und aus Menschen Brüder, die sich einander herzlich lieben, unterstützen und glücklich machen.

Dieß müßte um so mehr erfolgen, wenn keine andere zu einer Stelle gelangen könnten, welche nicht zuvor in der vorgeschriebenen Lehre nicht von Lehrern, sondern von fremden dazu verpflichteten Männern geprüft, und den erforderlichen Grad in Sitten und Wissenschaft erreicht hätten.

Bedenken gegen den Vorschlag.

Das würde aber eine ganze Generation brauchen, bis alles ausgeführet würde?

Beschieden.

Natürlich bis die ganze Ordnung, die Liebe zur Sittlichkeit und gründlichen Einsicht in die Dinge allgemein würde. Aber auf das gute wartet man nicht zu lange. Und der Gang der Dinge in der Welt ist einmal so, daß nichts miteinander geschehen kann.

Behandlung der Demokraten.

Was wäre aber inzwischen mit dem grossen Haufen der philosophodemokratisch gesinnten anzufan=

fangen, die sich dermalen allenthalben verbreitet haben? Wer kann ihre Freyheit zu denken, der sie sich einmal bemeistert haben, benehmen, und ihren Grundsätzen Einhalt thun?

Sind diese Abarten des Menschengeschlechtes nicht zu bessern, woran ich eben nicht ganz verzweifeln wollte, so kann man sie jedoch mit leichter Mühe unschädlich machen.

Dieß kann der einzige feste entschlossene Blick des Fürsten bewirken. Denn die Leute haben die Eigenliebe zum Grundsatze der Moralität gemachet, darum handeln sie nie aus eigenen Grundsätzen, sondern nur aus Eigenliebe. Das sieht man auch an grossen und kleinen Demokraten, die alle gegen ihre Lehre nach ihrem Vermögen groß oder klein despotisiren.

Finden sie dann den Regenten unvorsichtig oder feige, oder schwach genug, so treibet sie der Eigennutz, an nichts unversuchet zu lassen, um ihn von der Regierung zu verstossen, in der Hofnung, bey der zu erwirkenden Anarchie zu gewinnen. Handelt ein Fürst standhaft und vorsichtig, so erfordert wiederum die Eigenliebe, daß sie sich nach der Neigung des Fürsten richten. Mit einem und dem andern ansehnlichen Manne richtet der standhafte Fürst alles nach seinem Willen. Besonders wenn die Vorsteher der Länder und Gerichtsstellen mit Auswahl an ihr Ort gesetzet werden (denn diese haben meistens über die andern den mächtigsten Einfluß), dann darf der Fürst nur seine Gunst ausschließlich denen angedeihen lassen, die nach redlichen Grundsätzen handeln, den verkehrt gesinnten seine Abneigung merklich empfinden lassen, und nie einem solchen zur Beförderung Hofnung lassen, so wird die Demokratie sich ausser Athem laufen,

um

um über die Gränzen seiner Länder zu kommen, oder sich gewiß in einem Winkel stille halten.

Freyheit zu denken.

Wie stünde es dann mit dem grossen Menschenglücke, wie es die Philosophen nennen, mit der Freyheit zu denken und zu glauben?

Kann im strengen Verstande genommen nicht verhindert werden.

Freyheit zu denken im strengen Verstande genommen, ist jedem Menschen, der eine vernünftige Seele hat, so eigen, daß es ihm durch keine menschliche Gewalt benommen werden kann. Gedanken richtet Gott allein, welcher in die Falten des Herzens sieht. Das weltliche Ansehen kann nur richten, was in der Gesellschaft laut wird, und gute oder böse Wirkung machen kann, was beym denken nicht geschieht. Ich habe oft von einem Ungeheuer, und auf sein Wissen äusserst empfindlichen Philosophen gedacht, daß an ihm nichts als Narrheit sey, ohne daß mein Gedanken das geringste auf ihn wirkte, so wenig, als bey mir es wirken kann, was die Philosophen übels von mir denken. Es bleibt also jedem unbenommen, sich in Gedanken über was immer zu beschäftigen, alle Wahrheiten und alle Zweifel zu untersuchen. Begriffe dem hunderten nach zusammenzustellen, aus ihrer Vergleichung die willkührlichsten Resultate abzuziehen, seinen Beyfall für diese oder jene Meynung zu bestimmen, und dieß nicht nur im wissenschaftlichen Fache, sondern überhaupt in allen Dingen die da sind, oder in der Möglichkeit noch unentwickelt liegen, oder die einem andern nicht einmal möglich scheinen. Die Welt wird ihm es nicht wehren können in Gedanken Gott selbst, und Gottes

Wort

Wort zu bezweifeln, und in blossen Gedanken Plane gegen was immer zu entwerfen. Nur mag er zusehen, wie er mit dem abkömmt, dessen allsehendes Auge seine verborgensten Gedanken kennet.

Bey allen weltlichen Mächten geht er damit zollfrey.

Es ist abermal von unsern Philosophen inconsequent gesaget, daß die Aufklärung dem Menschen die Freyheit zu denken verschaffe, unphilosophisch preisen sie die Fürsten, welche ihren Mitbürgern volle Freyheit zu denken erlauben. Bey einer andern Gelegenheit würden sie darüber lachen, wenn man darum jemanden loben wollte, daß er etwas gestattet, was gar in seiner Macht nicht steht, weder zu verhindern, noch zu befehlen.

Freyheit zu denken, im Verstande der Philosophie.

Die Philosophie läßt sich es nicht nehmen, die Sache immer nicht mit dem wahren Namen anzuführen. Freyheit zu denken heißt als ein philosophisches Kunstwort: Freyheit zu reden, schreiben, und bekannt zu machen, was man denket.

Ist schädlich.

Und in dem Verstande geht an der Freyheit zu denken für die Menschheit so wenig verlohren, daß im Gegentheile durch dieselbe dem gemeinen Besten ein unendlicher Schaden zugezogen wird.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß immer Böses mit Gutem vermischet ist. Kein Volk, kein Land, keine Gemeinde, sogar wenige Hausgenossenschaften giebt es, daß nicht darunter einige boshafte Menschen wären. Wenn nun diese Menschen ihre Anschläge die andern zu bestehlen, zu verführen, zu betrügen, frey und ungescheut allen sagen, und

zur Gesellschaft einladen wollten. Wäre es wohl zu leiden? Würde der Hausvater den lockern Knecht im Hause gedulden, der selbst durch seine Ausschweifung angestecket, die Mägde und Töchter des Hauses ausgelassen machen, und anstecken wollte? oder den Untreuen, der seine Mitknechte mitzustehlen anreitzte.

Ich setze einen minder bedenklichen Fall. Einen für die Freyheit zu denken eifernden Philosophen mache ich zu einem Vorgesetzten. Ich wette darauf, daß er sich zum Bersten ärgert, wenn von seinen Subalternen einige über seine Verfügungen, seine Art zu handeln, und sein Betragen zu schwächen sich herausnehmen wollten. Er würde es nicht leiden, mit dem wirksamsten Bestreben sich entgegensetzen, wenn das wirklich Unrecht seyn sollte, was man ihm aussetzet. In der That wäre es jedoch nichts mehr, als die Freyheit zu denken, die er für sich und seine Brüder behaupten will, sobald es ihn selbst nicht angeht.

Worüber sich diese Freyheit beschäftiget.

Denn worinn besteht die unschätzbare Freyheit zu denken? — Daß man lärmet, und schreibt: Dem gemeinen Manne geschehe Unrecht, daß er der Herrschaft Dienste leisten, und den Pfaffen, der doch nur der entbehrlichste Erdenschwamm ist, mit dem Zehenden erhalten muß. Es sey tyrannischer Fürstendruck, daß von den Unterthanen Gehorsam, und Leistung mancher Pflichten gefordert wird, indem der Bürger, und der Bauer mit dem Fürsten gleiche Nasen, Hände, und alles haben, was zum Menschen gehöret, müssen sie auch im Rechte und in Schuldigkeiten einander gleich seyn. Es wäre Unsinn, wenn der Mensch sich es verwehren wollte, die

die Freuden zu geniessen, welche ihm die Sinne und Gelegenheiten darbiethen ꝛc. Ich will nicht mehr anführen, man darf nur das nächste beste Produkt unsers papiernen Jahrhunderts zur Hand nehmen, so wird man auf dieß, und ungleich mehr und gröberes bey dem ersten Blicke stossen, was die Anordnungen Gottes, der weltlichen Macht verächtlich machet, und eigentlich die Ungebundenheit in Sitten und Glauben einzuführen aufgeleget ist. Ich möchte da die Stärke des philosophischen Geistes erfahren, der uns andern Erdensöhnen einen gegründeten Unterschied zeigen könnte, warum gegen andere gelitten werden soll, was die Philosophen bey sich nicht zugeben wollen.

Zu was sollte diese Freyheit im Grunde taugen können?

Diese Freyheit tauget nichts.

Alles Gute muß sich mittheilen, sagen die Philosophen. Wenn ich dann bey mir eine Wahrheit entdecket habe, die nicht bekannt ist, wenn ich mich durch mein Nachdenken von einem Vorurtheile frey gemachet habe, welches die minder erleuchteten Menschen noch fesselt, so ist es Wohlthat und Pflicht seine Mitmenschen an dem Lichte der Wahrheit, und an der Befreyung vom Joche des Vorurtheiles Theil nehmen zu lassen.

Erstens frage ich: ob das gewisse Wahrheit ist, was sich der vermeintliche Aufklärer einbildet? Wer hat ihm die Unfehlbarkeit zugesichert, daß er sich in Untersuchung der Dinge, ihrer Verhältnisse, ihrer Entstehung, und Ursachen nicht betrügen kann? Dem Menschen ist das Irren so eigen, als jede andere Schwachheit, die wir, leider! an uns nicht verkennen mögen. Man hat Beyspiele, daß Män-

ner von weitschichtiger Gelehrsamkeit, gründlichen Einsichten, bey der wärmsten Wahrheitsliebe lange Jahre für eine Meynung als für die gewisse gestanden, und mittlerweile dennoch aus Ueberzeugung andere Begriffe davon angenommen haben. Wenn erst ein windiger Philosoph seine Meynung der Welt als unumstößliche Wahrheit verkaufen will, so ist es mehr als Vermessenheit. Guter Willen ist es am allerwenigsten.

Das beweisen die Morgenländischen, Indischen Persischen, und hundert derley Erzählungen, in denen Beyspiele von weiser Regierung und vom Glücke der Völker aufgestellet werden, wobey die christliche Religion keinen Theil hat, um so unvermerket die Entbehrlichkeit der Religion in der Meynung des lesenden Publikums zu gründen. Was können die Menge Lebensgeschichten anders bezielen, als die junge Welt für den freyen Genuß der Wollust zu stimmen. Auf die Art haben die verläumderischen Geschichten vom Adel die Herabwürdigung desselben zur Absicht. Was kann es der Welt verschlagen, wenn dergleichen philosophische aufgeklärte Exkremente im Staate nicht geduldet werden? Ich dächte, anstatt daß ihre Unterdrückung einen Schaden brächte, würde es vielmehr den wesentlichen Vortheil haben, daß die Menschen in der Furcht des Allwissenden mit mehr Treue und Gewissenhaftigkeit ihrem Amte vorstehen, und die Pflicht ihres Standes erfüllen würden.

Befördert die Reinigkeit des Glaubens nicht.

Aber wie käme der Glauben Jesus, sagen die ordinirten Aufklärer, in seine Reinigkeit ohne der freyen Untersuchung desselben? Kann nicht ohne dem der Mensch etwas als göttliche Wahrheit erken-

kennen, und so würde er den Gott der Wahrheit mit einem abgöttischen Aberglauben entehren.

Die Gewissenhaftigkeit und der Eifer, den die Aufklärer für die Reinigkeit des Glaubens bezeigen, ist bekannt, sie möchten ihn so viel reinigen, daß am Ende rein davon nichts übrig bliebe. Das ist systemmäßig nach dem oben angeführten Plan der philosophischen Patriarchen.

Vernünftig und consequent von der Sache zu reden! was muß der Mensch als göttliche Wahrheit glauben? Was von der ganzen Kirche *) einmüthig und erklärt dafür angenommen ist. In dieser Voraussetzung möchte ich wissen, was man von einem halten sollte, der in seinem Wirbelkopfe mehr zu sehen glaubet, als durch so viele Jahrhunderte, so unzählig viele Menschen von allen Nationen, Ständen, Gemüthsarten, Geistesgaben, bey der Menge der Hilfsmittel, wovon viele die Wahrheit aus dem Munde des Stifters der Religion selbst, oder seiner Apostel, oder von den Schülern der Apostel vernommen haben, welche sich einmüthig für eine Wahrheit erklären.

Neue Exegese.

Dem wahren Bibelstudium unbeschadet, ist es elendes Zeug um die Exegese unserer Neuerer, welche nur auf den willkührlichsten Veränderungen einiger Buchstaben, oder einer Leseart beruhet, und die sich ein jeder zu machen erlaubet, je nachdem es sich in seine Gedanken schicken soll.

*) Anm. Kirche ist die Versammlung aller Glaubigen, in einer Lehre, und in dem nämlichen Gebrauche der Sakramente unter der Leitung der Vorsteher, der Bischöfe; besonders des zu Rom.

Kritik.

Um die Kritik unserer aufgeklärten Philosophen ist es eben, nichts als dreiste Lügenkrame, von Verdrehungen, falschen Consequenzen, und treulosen Verwechslungen der Begriffe.

Stehen der Urlehre der Kirche nach.

Eine, wie die andere kann gegen die Urlehre der Kirche bey keinem vernünftigen Manne von Ehre ein Gewicht haben.

Hier kömmt es darauf an, ob Gott dieß, oder jenes geoffenbaret habe? Welches ich nur aus der Zeugenschaft derjenigen gewiß erfahren kann, die es von Christus selbst, oder von seinen Aposteln gehöret haben. Diese Zeugenschaften werden in der Kirche gefunden, wo sie von den ersten Zeiten bis zu uns her immer und ununterbrochen gleich und unverändert sind erhalten worden. Dagegen kann der Einfall des erhitzten Gehirnes eines paradoxen Sonderlings gewiß nichts gelten. Es ist die Frage nicht: wie ich die Lesearten einer Stelle verändern kann? Sondern wie diese Stelle von dem Stifter des Glaubens verstanden wurde? Welches wir nur von seinen Aposteln mit Richtigkeit lernen können, und diese Lehre der Apostel haben ihre Nachfolger gleichlautend einer dem andern übergeben, und so ist es mit Unfehlbarkeit zu uns gekommen.

Wenn die Kirche nichts erkläret;

Wenn ich von der Erklärung der allgemeinen Kirche nicht gewiß bin?

Gut! so ist mein Glauben frey. Aber es tauget doch zu nichts, wenn ich darüber ein Lärmen anschlage. Die Klugheit will, daß ich meinen Zweifel entweder an gehörigem Orte anbringe,

und Aufklärung darüber suche, oder indessen mit demselben an mich halte.

So kann es das Publikum noch weniger thun.

Aber der gehörige Ort dafür ist doch nicht das Publikum von Stutzern, räsonirenden Weibern, und philosophirenden Knaben, die den Zweifel niemals schiedlich heben können.

Zu viel Glauben machet keine schlechte Menschen.

Wenn aber einige einem Dinge als einer entschiedenen Wahrheit ihren festen Beyfall geben? Was schadet das? Sie handeln nach ihrer Ueberzeugung, und würden ihren Glauben berichtigen, wenn sie darüber gehörig unterrichtet wären. Indessen wer hat von ihrem zu viel glauben den geringsten Schaden? z. B. Es glaubt jemand als geoffenbarte Wahrheit, in der Hölle, und in dem Orte, welches man Fegfeuer nennet, sey ein körperliches Feuer, welches nicht als geoffenbarte Wahrheit erkläret ist. Gott geschieht dadurch keine Unehre. Da es einmal geoffenbaret ist, daß die verdammten und leidenden Seelen auch sinnliche Peinen auszustehen haben, ist es gleiche Wirkung der Allmacht, ob den geistigen Seelen die Eigenschaft mitgetheilt wird, daß sie das körperliche Feuer, oder etwas anders peinigend empfinden.

Kritisch die Sache betrachtet mit Beseitigung der kirchlichen Erklärung ist ohne dieß die Meynung, daß die sinnlichen Leiden vom körperlichen Feuer kommen, wenigstens so sehr gegründet, als die entgegengesetzte. In der Rücksicht wäre es eine geringe Empfehlung für die Einsichten des Mannes von der feuerscheuen Meynung, wenn er die Vertheidiger des Feuers öffentlich durchziehen und das ganze Feuer zu einer Mahler-Grille machen wollte.

Die Erfahrung ist gemachet, daß die Vielgläubigen meistens gesittetere Leute sind, als es die Glaubensfeger sammt und sonders nicht sind. Es würde nicht sehr erbaulich seyn, wenn ich die Belege für diese Erfahrung nur von Straßburg über Freyburg u. s. w. bis Wien ausheben, und dem Publikum vorlegen wollte.

Der Schaden der Preßfreyheit.

Um zu zeigen, daß die Freyheit zu denken, oder die mit verwandte Preßfreyheit schädlich werden könne, fordere ich das deutsche Publikum auf, welches ohne Vorurtheile denken kann.

Sind aus den tausend Flugblättern, welche die Preßfreyheit hat ausbreiten lassen, nur zehen, die den Menschen zur Pflicht gegen Gott, und die uns Gott gegen uns selbst, und unsre Nebenmenschen aufgeleget hat, eifriger machten, die ihn nicht vielmehr von Gottseligkeit, vom Gehorsam, von Enthaltsamkeit, und Bezwingung der Leidenschaften abzuhalten suchten? So verwegen schreiben alle philosophischen Finger gegen Gott, Fürsten, Eingezogenheit, und wahre Tugend.

Wenn nun gleich Anfangs der gröste Theil der Leser darüber geärgert wird, bleibt doch allezeit was widriges in der Seele derselben zurücke.

Calumniare audacter! semper aliquid haeret.

Zumalen da der grosse Haufen von Leser nicht denket; sondern, was sie lesen, wie das liebe Vieh, das ihnen vorgesetzte Futter, zu sich nimmt. Bey dem machen also die monströsesten Mißgeburten der Philosophie immer ihr gutes Glück, welches dermalen, da sich alles auf Leserey begiebt, um so mehr schädlich wird. Ich kenne Lese-Gesellschaften von geweihten, und ungeweihten Modephilosophen ge-

geleitet, wo der niedrigsten Menschenklasse Bücher in die Hand geliefert werden, die das volle Gift der philosophischen Verführung enthalten, aus dem auch die Mitglieder aus jedem Handwerke frey, und öffentlich wider die Messen, Beichte, und mehr der wesentlichsten Dinge der Kirche zu schimpfen, gelernet haben.

Redliche Männer, die ihrer Pflicht getreu bleiben, lesen dergleichen Quark nicht einmal, oder haben den Schwung nicht demselben mit Wirkung entgegen zu arbeiten. Gelehrte geben sich gar nicht damit ab, und so richtet die Preßfreyheit, die Freyheit zu denken ungehindert den größten Schaden an.

Darum muß es einen erfahrnen Menschen nicht Wunder nehmen, daß sich die Philosophie so sehr um die Freyheit zu denken bekümmert, als um das erste Vehikel, ihre Verwüstung zu verbreiten.

Fürsten sollten es nicht leiden.

Und darum sollte es den guten Fürsten, denen das Wohl ihrer Staaten am Herzen liegt, auch vorzüglich angelegen seyn, die eingerissenen Vermessenheit alles zu sagen, die verderblichsten Grundsätze allgemein aufzustellen, die Freyheit wider Gottes Religion, Fürsten und Obrigkeiten, und was immer gut und erbaulich ist, zu schimpfen, nach allen Kräften zu verhindern.

Einwendung für die Publicität.

Aber was ist ausser der Publicität für ein Mittel, die Grossen an ihre Pflichten zu erinnern, und sie nicht vergessen zu lassen, daß sie auch Menschen sind?

Was bleibt der gedrückten Menschheit übrig gegen die von Obrigkeiten erlittenen Justizraub und Unge-

gerechtigkeiten, als die Appellation an das Publikum. Dieß wenden unsere Philosophen vor, wenn sie Fürsten, Obrigkeiten und wen immer mit ihren Schmähschriften anfallen, in der wahren Absicht, um sie verdächtig und verhaßt zu machen.

Bevor ich darauf Antwort ertheile, möchte ich wissen, ob iemand in der Welt dadurch sein Schicksal besser gemachet habe, wenn er über Richter, Obrigkeiten und Regierung wacker und öffentlich schimpfte? Vielmehr verliehrt so ein Schreyer auch das Mitleiden von seinen übrigen Mitmenschen.

Bescheid darauf.

Es giebt aber ausser der betrügerischen Publicität ein bewährtes Mittel, welches mit einem das Volk gegen die Unterdrückung der Regenten, und diese über die Treue ihres Volkes zuverlässig sicher stellet, zugleich alle Menschen mit Liebe und Redlichkeit zusammen bindet. Das ist die geoffenbarte Religion.

Nutzen der Religion.

Die Religion weiset die Fürsten auf die Gesetze hin, nach welchen, und nicht nach ihrem Eigensinne und Wohlgefallen, sie das Volk richten, leiten, und im Ganzen glücklich machen müssen.

Schützet gegen die Regenten.

Die Religion hält den Weltbeherrschern das gezückte Schwerdt, der unbestechlichen Gerechtigkeit Gottes vor die Augen, welches den Fürsten sowohl als den Bettler sicher trifft, wenn er seine Pflicht ausser acht läßt, weiset sie auf Beyspiele, die sie nicht vergessen lassen, daß ihre Macht, und ihr Sturz von dem Winke des Allmächtigen abhange,

lenket ihre Blicke in die fürchterliche Ewigkeit hinein, in welcher die genaueste Gleichheit herrschet, und jeder, wer er immer gewesen seyn mag, für das Böse dieses Lebens unausweichlich leiden muß, sie erinnert also die Fürsten, und zwinget sie zugleich, da sie es durch Hoffnung und Furcht bey Recht und Billigkeit erhält, daß sie das Volk als ihre Kinder zu ihrem wahren Glücke führen, niemals aber als ihr Eigenthum zum willkührlichen Gebrauche ansehen.

Machet getreue Unterthanen.

Im Gegentheile kann die Unterthanen in dem schuldigen Gehorsame, und in der unverbrüchlichen Treue gegen ihre Fürsten und Obrigkeiten eben nur die heilige Religion befestigen, welche den ewigen Tod und Strafen ohne Ende über diejenigen verhängt, welche sich ihren Obrigkeiten widersetzen.

Sollte ein Regent, weilen er Mensch ist, seine Pflicht vergessen, und den Unterthan über Recht und Billigkeit drücken. In dem Falle, wo die Philosophie über verletzte Menschheit, ungerechte Despotie schreyet, und Aufruhr und Widersetzlichkeit dagegen hervorrufet, befiehlt die Religion noch willigen Gehorsam, und das von Gewissens und Gottes wegen, gleichwie sie überhaupt gegen jeden sanfte Nachsicht empfiehlt, da doch kein Mensch ist, der dieser nicht öfters bedürftig wäre.

Die Religion sichert mir das Eigenthum, mein Leben, meine Ehre. Alles das wäre gegen die Menschen nicht gesichert, wenigstens in dem Falle, daß sie in geheim, und ausser, daß es die Welt erfahren könnte, Macht darüber hätten, wenn nicht der Glauben an die ewige Gerechtigkeit, die das verborgenste richtet, es auch dazumal noch schützte.

schützte. Freundschaft, Tugend, Redlichkeit, Menschenliebe gründet nur die Religion und machet es dauerhaft. Wie oft würden Menschen hienieden im Gedränge des Unglückes vom Unmuthe und Verzweiflung hingerichtet, wenn ihnen nicht die Religion aus der Ewigkeit herüber Trost, Salbung und Stärke brächte.

Das Beste im ganzen Buche.

Fürsten! höret auf die Stimme eines Mannes, der euch so thätig zugethan ist, und verehret, daß er Blut und Leben willig zu euren Dienste gäbe.

Lasset euch von den Aufklärern und Philosophen eure mächtigste Schutzwehre, die unüberwindlichste Leibwache, die Religion, nicht verdächtig machen. Betrachtet vielmehr die, welche dieselbe angreifen, als eure und eures Volkes gemeinsame und ärgste Feinde, und handelt gegen sie nach aller —— eurer Weisheit.

Völker! Nationen! Menschen in allen Ständen! glaubet euerm Mitbruder, der euch ohne seinem Interesse redlich liebt. Habet die Religion werth! Wenn die geliebet und aufrichtig befolget wird, dann wird es keinem Unglücke möglich allgemein auf euch einzudringen. Soferne aber die Religion ausser Achtung kömmt, dann ist alles, das Aergste zu fürchten. Verabscheuet die Gottlosen! fürchtet auch die, welche an der Religion, immer eins! unter welchem Vorwande, fegen; denn sie fegen wirklich an euerm Wohlstande. Jeder Streich, welchen sie der Religion versetzen, trifft euch selbst.

Wegen weiter Entfernung des Druckorts vom Verfasser, sind nachstehende Druckfehler eingeschlichen, welche der Leser zu verbessern hat.

Seite 17.	Zeile 18.	anstatt ziemlich	lies sinnlich
S. 30.	Z. 9.	gesehen	geschehen
ebend.	—	gesehen	geschehen
S. 31.	Z. 11.	hierinn	hinein
ebend.	Z. 22.	nun	nur
S. 32.	Z. 12.	Ganz	Dann
S. 33.	Z. 10.	gläubet	glaubet
S. 37.	Z. 2.	Poitrau	Poiteau
S. —	Z. 6.	Damascus	Damasus
S. —	Z. 7.	Gelgius	Gelasius
S. 38.	vorletzt	sinnlosen	die sinnlosen
S. 40.	Z. 24.	fallen	wallen
S. 43.	vorletzt	und nicht jeder	daß nicht jeder
S. 45.	Z. 15.	derselben	desselben
S. 46.	Z. 24.	der der	der
S. 48.	Z. 23.	mich dieß	mich an dieß
S. 50.	Z. 18.	Welkörper	Weltkörper
S. 51.	Z. 5.	dieß	diese
S. 58.	Z. 2.	Blicken	Winke
S. 65.	Z. 20.	Das	Was
S. —	Z. 22.	ist.	ist?
S. —	Z. 29.	aus seiner	aus jener
S. 66.	Z. 4. von unt.	Vermögen,	Unvermögen
S. 67.	Z. 27.	einer	seiner
S. 68.	Z. 6. von unt.	eine	seine
S. 70.	Z. 22.	Kadotage	Radotage

Seite

Seite	Zeile	anstatt	ließ
S. 71.	Z. 6.	Korpus	Kordon
S. 77.	Z. 18.	geschätzet	geschützet
S. 78.	Z. 22.	sollten	sollte
S. 79.	Z. 14.	gesprochen	geschlossen
S. 90.	Z. 7.	Auszug, der heilige Grundtext	Auszug des heiligen Grundtextes
S. 91.	Z. 26.	mußten	müßten
S. —	Z. 31.	Verordnungen	Unordnungen
S. 92.	Z. 2.	und	um
S. —	Z. 4.	nur	um
S. —	Z. 6.	indeme	wenn
S. 93.	Z. 16.	machet	machen
S. 100.	Z. 21.	Laune	Leute
S. —	Z. 24.	zur Erde	zum Eden
S. —	Z. 30.	und	um
S. 106.	Z. 6.	davor	davon
S. 109.	Z. 5.	Bog. 25. S. 4.	S. 78 — 81.
S. 110.	Z. 20.	hatte	hätte
S. 112.	Z. 23.	enthalten	enthalftern
S. 113.	Z. 6.	und	um
S. —	Z. 15.	Stift ist, aufgehoben	Stift ist aufgehoben
S. —	Z. 25.	unendliche	eigentliche
S. —	Z. 29.	sich in einem	sich einem
S. 115.	Z. 28.	vorbeigendes	vorliegendes
S. 117.	Z. 22.	ware	waren
S. 118.	Z. 4.	Er	Es
S. 119.	Z. 12.	Erholung	Erhaltung
S. 121.	Z. 7.	ihres	ihrer
S. 122.	Z. 8.	Urkunde	Urkunden
S. —	Z. 27.	Regierung	Meynung
S. —	letzte	als so viele	Also; so viele
S. 123.	Z. 6.	mußte	müßte
S. 125.	Z. 5. von unt.	Lage	Kanzeley

Seite

Seite	Zeile	anstatt	lies
S. 127.	Z. 16.	nimer	immer
S. 130.	Z. 1.	Chabat	Chabot
S. 133.	Z. 20.	sichere	sichern
S. —	Z. 24.	ausgerichtet	aufgerichtet
S. 134.	Z. 13.	Montesquieu	Montésquiou
S. 135.	Z. 18.	Dieß gieng folglich	Dieß gieng freylich
S. 136.	Z. 21.	Lehrer, welche	Lehrer. Welche
S. —	Z. 26.	Nun	Nur
S. 137.	Z. 13.	den nicht geschwornen	den nicht geschworne
S. 138.	Z. 10.	Brati	Bravi
S. 139.	Z. 18.	liessen, durch	liessen durch
S. 141.	Z. 2.	jung schon	jüngsthin
S. 143.	Z. 3.	es	er
S. —	Z. 16.	empfindliche	empfindlichere
S. 144.	Z. 9.	und so angelegener	um so angelegen
S. —	Z. 17.	meisten größten	meisten gröbsten
S. 144.	Z. 19.	so gemein seyn	so gemein bekannt seyn
S. 145.	Z. 17.	Muthwillen seine	Muthwillen, seine
S. —	Z. 21.	Freyheit	Feinheit
S. 151.	Z. 13.	liten. wo	liten. Wo
S. 153.	Z. 3. von unt.	das	der
S. 158.	Z. 7. von unt.	allfällige	allfälligen
S. —	Z. 4. von unt.	sie ein," Der	sie ein;" der
S. 159.	Z. 15.	auf, würkende	aufdrückende
S. —	Z. 23.	und	um
S. 161.	Z. 9.	Vortheile	Urtheile
S. —	Z. 23.	Honoratiores sagen	Honoratiores, sagen

Seite

Seite	Zeile	anstatt	lies
S. 162.	Z. 16.	und wenn nur	um, wenn nur
S. 163.	Z. 6. v. unt.	Gleichheit:	Gleichheit?
S. —	Z. 3. v. unt.	näher	nähert
S. 168.	Z. 13.	wären?	waren?
S. —	Z. 4. v. unt.	musten	müßten
S. 173.	Z. 10. v. unt.	wohl auf	wohl auch
S. 175.	Z. 19.	Eigennutz, an nichts	Eigennutz an, nichts

Die Druckfehler muß man nach der Vorrede binden.

XX VIII.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wöckl, Leopold Andreas,

Meine Bedenken über Aufklärung als Beyträge zur Beförderung derselben

Frankfurt u.a. 1793

Polem. 210
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10772344-5
VD18 14786559-001